ABC Nachrichten

ARBEITSKREIS BEKENNENDER CHRISTEN IN BAYERN

2021.3

- Gute Haushalter sein – in herausfordernden Zeiten Seite 2
- Bericht von der digitalen Herbstsynode 2021 Seite 4
- Interview mit Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm Seite 6
- Konfi-Arbeit – quo vadis? Seite 12
- So viel Aufbruch! Aufbruch – wohin? Seite 14
- Einheit statt Spaltung: Christliches Zeugnis in verrückten Zeiten Seite 17
- Was ist schon normal? Die „neue Normalität“ ist eine altbekannte Seite 20
- „Fürchtet euch nicht“ – Weihnachtsbriefmarke 2021 Seite 22
- „Assistierter Suizid“ – worum es in der Debatte geht Seite 25
- Diakonische Pflegeeinrichtungen und die Diskussion um Beihilfe zur Selbsttötung Seite 28
- Selbstbestimmung, Leben, Gott – Systematisch-theologische Reflexionen Seite 33
- Christustag 2021: Wie kommt die Evangelische Kirche aus der Krise? Seite 37
- Christustag 2021: Mit Jesus durch die Gemeindekrise Seite 40
- Neu: Video-Plattform „offen.bar“ / Theokreis München Seite 44
- Termine / Informationen aus dem ABC Seite 46
- Geistlicher Impuls / Impressum Seite 48

Viel Aufbruch – aber Aufbruch wohin?

1. Korinther 4, 1-2
Dafür halte uns jedermann: für Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun fordert man nicht mehr von den Haushaltern, als dass sie für treu befunden werden.

Liebe Leserin, lieber Leser!

wer sind wir? Wir als Christen und vielleicht sogar als Leute, die in der Gemeindeleitung tätig sind? Paulus antwortet: Wir sind *Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse*.

Das heißt zunächst einmal: Wir sind keine Herren. Es geht nicht um uns und unsere Ideen. Nicht unsere Wünsche und Vorstellungen stehen im Mittelpunkt. Es geht um Jesus Christus. Er ist der Herr. Er sagt, wo es in der Gemeinde (und in unserem persönlichen Leben) langgeht. Er gibt die Richtung vor.

Das griechische Wort, das Paulus an dieser Stelle verwendet, nimmt nicht in erster Linie die Aufgabe eines Dieners in den Blick, sondern die Beziehung zu seinem Herrn: Der Diener steht unter seinem Herrn. Er ist von seinem Herrn abhängig, er ist Christus untergeordnet. Er hört auf ihn und gehorcht ihm.

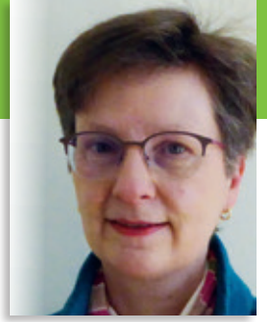
Das heißt allerdings auch: Kein anderer „Herr“ hat über die Diener Jesu Christi zu bestimmen – weder Menschen noch Ideologien, weder Institutionen noch die aktuelle Mehrheitsmeinung der Gesellschaft. Unsere Letztverantwortung gilt Jesus. Was mit Seinem Wort nicht übereinstimmt, kann für einen Diener Christi nicht maßgeblich sein.

Eingefordert wird heute vieles. Oft betreffen diese Forderungen Menschen an den „Rändern des Lebens“: Ungeborene Kinder z.B. oder alte bzw. schwer erkrankte Menschen. Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 26.02.2020, dass angeblich „das Recht auf selbstbestimmtes Sterben“ auch „die Freiheit“ einschließe, „sich das Leben zu nehmen“, macht das deutlich. Deutlich wird das auch im so genannten „Matić-Bericht“, der – ziemlich unbeachtet von der Medien-Öffentlichkeit – im Juni 2021 im EU-Parlament mehrheitlich angenommen wurde. Darin steht u.a., dass Abtreibung in Zukunft als Menschenrecht zu gelten habe.

Wie bitte? Die Tötung eines (ungeborenen) Menschen soll ein *Menschenrecht* sein?

Als Diener Jesu Christi können wir an dieser Stelle nur widersprechen. Auch das ungeborene Kind hat ein Recht auf Leben. Es ist ein Geschöpf Gottes, über das keiner einfach so verfügen darf. Gott hat jedem Menschen eine unantastbare Würde zugesprochen. Das gilt gerade auch für Menschen an den „Rändern des Lebens“. Die Väter des Grundgesetzes haben darum noch gewusst.

Zurück zu Paulus. Er schreibt, dass wir *Diener Christi* und als solche *Haushalter über Gottes Geheimnisse* sind. An dieser Stelle kommt nun doch in den Blick, welche Aufgabe wir als Christen haben: Wir sind Haushalter. Ein Haushalter übernimmt das, was seinem Herrn gehört, und arbeitet damit. Das darf er – im Rahmen seines Auftrags – durchaus kreativ tun. Aber er darf mit dem Eigentum seines Herrn nicht eigenmächtig umgehen. Er kann z.B. den Bio-Hof seines Herrn nicht einfach in eine Chemiefabrik umwandeln.



Was uns anvertraut ist, das sind die *Geheimnisse Gottes*. Damit ist eine Wirklichkeit beschrieben, die uns zwar offenbart ist, die wir aber trotzdem nicht bis ins Letzte enträtseln und verstehen können. Es geht um Gottes Plan zur Rettung der Menschheit. Es geht um die Botschaft vom Kreuz Jesu und von Seiner Auferstehung. Es geht um Vergebung und Erlösung, um Neuwerden, um Zukunft und um Hoffnung.

Diese Botschaft ist uns anvertraut. Wir sollen sie verwalten, mit ihr arbeiten, sie weitertragen zu allen Menschen. Bildlich gesprochen: Jesus hat uns das Geheimnis anvertraut, wo sich die Abzweigung befindet, die zum Himmel führt. Diese Abzweigung ist niemand anderes als Er selbst. Der Weg zum Vater führt nur über Jesus.

Und dann stellt Paulus eine Behauptung auf: Die wichtigste Eigenschaft, die ein Haushalter mitbringen muss, ist, dass er *für treu befunden* wird. Nicht Kreativität steht für Paulus an erster Stelle, auch nicht wirtschaftliches Geschick, nicht die Gabe, bei den „Kunden“ gut anzukommen. *Haushalter über Gottes Geheimnisse* sollen in erster Linie treu sein.

Wir sollen tun und verkündigen, was Jesus uns aufträgt, nicht, was die Menschen bei uns sehen und von uns hören wollen. Aber das schließt selbstverständlich ein, dass wir das mit aller nur erdenklichen Liebe tun – so, wie Jesus, unser Herr, es uns vorgelebt hat.

▶ Wir reden uns den Mund fusselig, um unseren Mitmenschen deutlich zu machen, wer Jesus ist und was er für uns bedeutet – aber wir erleben nicht den „Erfolg“, den wir uns wünschen? „Das ist nicht eure Sache“, sagt Paulus, „Hauptsache, ihr seid treu.“

▶ Wir verkündigen die Gnade Gottes durch Jesus Christus, durch den wir wieder und wieder Vergebung für unsere Sünden finden – aber erleben, dass uns gesagt wird: „Das interessiert doch heute keinen mehr. Wenn ihr bei den Menschen ankommen wollt, müsst ihr über … reden“? „Lasst euch nicht verwirren“, sagt Paulus, „Hauptsache, ihr seid treu.“

▶ Wir bemühen uns, nach bestem Wissen und Gewissen die Liebe Gottes in Wort und Tat weiterzugeben – aber statt Dank ernten wir Ablehnung, Spott und vielleicht sogar tätliche Angriffe? „Das spielt keine Rolle“, sagt Paulus, „Hauptsache, ihr seid treu.“

▶ Wir protestieren, wo wir den Eindruck haben, dass Gottes Gebote mit Füßen getreten werden – und müssen uns dafür beschimpfen lassen? „Lasst euch nicht entmutigen“, sagt Paulus, „Hauptsache, ihr seid treu.“

Es geht nicht um Beifall. Es geht nicht um „Erfolg“. Es geht um Treue – Treue zu Jesus, unserem großen und wunderbaren Herrn.

So grüße ich Sie herzlich

*Pfarrerin **Ingrid Braun**, 3. Vorsitzende des ABC Bayern*

Bericht von der digitalen Tagung der Herbstsynode 2021

Von Uli Hornfeck und
Dr. Martin Seibold

Eigentlich hätte die Synode wieder in Präsenz tagen sollen, die Corona-Pandemie hat uns da wieder einen Strich durch die

Rechnung gemacht. Viele Sitzungen im Vorfeld fanden rein online statt, die Synode aber als Hybrid-Veranstaltung, da etliche Synodale (z.B. die Mitglieder des Landessynodalausschusses) zur Teilnahme vor Ort eingeladen waren. Dies erschwerte die Kommunikation nochmals im Vergleich zu einer reinen Online-Veranstaltung. So gab es zum Beispiel technisch-akustische Schwierigkeiten in hybriden Arbeitskreissitzungen, aber auch unterschiedliche Möglichkeiten zum informellen Austausch.

Thematisch im Mittelpunkt stand, wie bei jeder Herbsttagung, der kirchliche Haushalt für das Folgejahr. Der überraschende Wunsch aus dem Landeskirchenrat, die Haushaltsvorgabe der Synode, die sogenannte Vorsteuerung, um einen hohen zweistelligen Millionenbetrag zu überschreiten, wurde bereits im Vorfeld vom Finanzausschuss korrigiert. Der Haushalt 2022 schließt damit gemäß Vorsteuerung bei Einnahmen von rund 962 Mio. Euro und Ausgaben von 927 Mio. Euro ab.

Das größte neu beschlossene Projekt im Haushalt 2022 nennt sich „Auf zum KIDICAP“ und ist die Einführung eines neuen Personalwirtschaftssystems mit geplanten Ausgaben von 16,6 Mio. Euro. In diesem Projekt wird nach nur elf Jahren die Umstellung auf ein Personalwirtschaftssystem von SAP im Landeskirchenamt revidiert und erneut das System KIDICAP eingeführt, das dann wieder in der gesamten Landeskirche eingesetzt werden soll. Bleibt zu hoffen, dass die Fehlentwicklungen des Vorprojekts, die unter anderem mit erheblichen Kosten verbunden waren, in diesem Projekt gut analysiert und möglichst vermieden werden.

Da sich die finanzielle Lage, auch in Bezug auf Kirchensteuereinnahmen, nicht so negativ entwickelt hat wie zu Beginn der Corona-Pandemie befürchtet, wurde, anders als in 2022, der Vorsteuerungswert für das Jahr 2023 um 1,8 Prozent erhöht, was einer Erhöhung der möglichen Ausgaben um ca. 14 Mio. Euro entspricht. Damit hat sich die Vorsteuerung, neben dem zentralen Anliegen eines nachhaltigen Haushaltens, als ebenso flexibles wie gut geeignetes Instrument der Synode zur Finanzierung kirchlicher Arbeit erwiesen.

Sie ist auch der geeignete Rahmen, um den Prozess zu Profil und Konzentration (PuK) endlich in allen kirchlichen Handlungsfeldern voranzubringen. Dass dies erfolgreich möglich ist, zeigte ein Bericht der PuK-Projektleitung zu Initiativen in den Dekanatsbezirken und Kirchengemeinden.

Als Ergebnis einer Evaluation des innerkirchlichen Finanzausgleichs wird das bisherige System einer eigenen Vorsteuerung im Gemeindebereich fortgeführt und weiterentwickelt. Der Gemeinde-Direktanteil wird nun explizit auf mindestens 20 Prozent des Netto-Kirchensteueraufkommens als direkte Zuwendungen an die Gemeinden und Dekanate festgelegt und einer Korridor-Regelung unterworfen, die weiterhin Schwankungen im jährlichen Kirchensteueraufkommen abfedern soll.

Der zunächst klein erscheinende Anteil von 20 Prozent erklärt sich daraus, dass z.B. die Finanzierung der pastoralen Versorgung hier nicht eingerechnet ist. Insgesamt errechnet das Landeskirchenamt einen Gemeindeanteil am Kirchensteueraufkommen von derzeit um die 70 Prozent, dessen Unterschreitung nach einer Rückfrage aus der Synode der zuständige Oberkirchenrat Prof. Dr. Hübner als bereits nahe einer „roten Linie“ bezeichnen würde.

Vor diesem Hintergrund wird es interessant zu sehen, wie der Gesamtanteil der Gemeinden und Dekanatsbezirke aufrechterhalten wird, wenn die Landeskirche aufgrund der Personalprognose, bzw. der dieser Prognose zugrunde liegenden Personalpolitik, die pastorale Versorgung in der Fläche nicht mehr im bisherigen Maße gewährleistet.

Ein zusammen mit einer Eingabe des Geistlichen Zentrums Schwanberg und der Communität Casteller Ring gestellter

Antrag mehrerer Synodaler auf Gewährung eines langfristigen Kredits für den Schwanberg, den der Landeskirchenrat zuvor abgelehnt hatte, wurde ausführlich und im weiteren Zusammenhang mit Tagungsstätten und Gästehäusern in der ELKB diskutiert. Mit Verweis auf PuK wurde der Landeskirchenrat von der Synode aufgefordert, bereits „auf der Frühjahrssynode 2022 Kriterien zur Bewertung von Tagungsstätten und anderen selbständigen und unselbständigen Gästehäusern in der ELKB in transparenter Weise“ vorzustellen, die „sowohl wirtschaftliche als auch inhaltliche Aspekte abbilden.“ In diesem Zusammenhang soll ebenfalls eine Neubewertung des Schwanbergs erfolgen – auch im Blick auf diesen besonderen Ort der Spiritualität. ■

Das erste Ziel der Kirche ist, die Liebe Gottes auszustrahlen

Interview mit Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm

ABC-Nachrichten *Herr Landesbischof, in den letzten Wochen haben Sie schon etliche Interviews anlässlich des Endes Ihres EKD-Ratsvorsitzes gegeben. Danke, dass Sie sich auch Zeit für die ABC-Nachrichten nehmen. Zuerst eine persönliche Frage: Stehen die Enttäuschungen und Verletzungen, die solch repräsentative Ämter unweigerlich mit sich bringen, mit der Freude und dem Segen, die man erfahren darf, in einem positiven Verhältnis?*

Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm Ja, absolut! Wer ein solches öffentliches Amt übernimmt, muss damit rechnen, auch angegriffen zu werden. Das kann dann auch mal – gerade in Zeiten von social media – persönlich und sogar verletzend werden. Ich habe meine geistlichen Ressourcen, um damit umzugehen. Aber die Freuden überwiegen bei weitem! Immer wieder denke ich, wie reich gesegnet ich bin, wenn ich von einem Festgottesdienst irgendwo in Bayern wieder nach Hause fahre, und ich denke an all die engagierten Menschen, denen ich begegnet bin und die mich beeindruckt haben. Am Beginn meiner Zeit als Bischof hat mir eine Frau eine Karte geschrieben und gesagt, dass sie jeden Morgen um 7:30 Uhr für mich betet. Irgendwann bin ich ihr einmal an einem Kirchenausgang begegnet. Sie betet immer noch für mich. Was will man mehr?

Martin Pflaumer und Hans-Joachim Vieweger gratulierten dem kurz zuvor eingeführten Landesbischof 2011 im Rahmen der Landessynode in Rosenheim.

■ *Immer wieder mussten Sie Stellung nehmen zum gravierenden Mitgliederschwund unserer Kirche. Dabei haben Sie zurecht betont, dass dies mit einer Freiheit bzw. Freiwilligkeit zu tun hat, die es in der Gesellschaft vor 50 oder 60 Jahren so nicht gab. Es sei heute eine bewusste Entscheidung, in der Kirche zu sein bzw. zu bleiben. Was aber meinen Sie mit der Warnung, dass man nicht in den Gedanken verliebt sein solle, eine Minderheitenkirche zu sein?*

Bedford-Strohm Für mich ist es ja kein Selbstzweck, Minderheit zu sein! Wir wollen doch, dass so viele Menschen wie möglich die wunderbare Botschaft des Evangeliums als Grundlage ihres Lebens haben. Aber gleichzeitig ist das erste Ziel der Kirche nicht ein größtmöglicher Mitgliederbestand. Das erste Ziel ist, dass wir so kraftvoll wie möglich die in Jesus Christus begegnende Liebe Gottes ausstrahlen.

■ *Sie grenzen sich gegen das Verständnis von Kirche als „Kontrastgesellschaft“ ab. Weshalb?*

Bedford-Strohm Viele biblische Texte betonen den Kontrast zur Welt. Deswegen darf die Kirche sich nicht einfach an gesellschaftliche Trends anpassen, sondern muss die Geister prüfen und das Gute behalten. Aber anders als das Bild der Kontrastgesellschaft es nahelegt, darf die Kirche ihre Identität nicht zuallererst durch die Abgrenzung zur Welt definieren. Denn „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber“ (2. Korinther 5). Da steht für „die Welt“ das griechische Wort „ton kosmon“. Nicht die Abwertung der Welt, sondern das Sichtbarmachen von Gottes Wirken in der Welt ist der Auftrag der Kirche. „Botschafter der Versöhnung“ zu sein, heißt die Augen dafür zu öffnen.

■ *Wiederholt haben Sie die Notwendigkeit einer geistlichen Erneuerung der Kirche angesprochen bzw. sich eine Erweckung gewünscht. Wie beurteilen Sie diesbezüglich das, was in den letzten Jahren in der ELKB geschehen ist?*

Bedford-Strohm Da ist meine Diagnose gemischt. Auf der einen Seite erlebe ich, wie schwer es geworden ist, sich in einer säkularer gewordenen Umgebung mit Glaubensaussagen überhaupt verständlich zu machen. Auf der anderen Seite erlebe ich immer wieder große Glaubensfreude – nicht nur in den Gemeinden, sondern auch in neuen Projekten, die oft von jungen Leuten getragen werden. Die missionarischen MUT-Projekte oder so manches digitale Projekt sind Beispiele dafür. Ich erlebe, dass gerade bei jungen Leuten auch wieder selbstverständlicher gebetet wird.

■ *Als Evangelische Kirche in Deutschland sind wir – historisch gewachsen – sehr eng mit dem Staat und der Gesellschaft verbunden. Ist diese Nähe und Vernetzung mehr Chance oder Gefahr?*

Bedford-Strohm Ich sehe die Chancen deutlich größer als die Gefahren. Nie wäre ich als Landesbischof auch nur ein einziges Mal auf die Idee gekommen, kritische Dinge dem Staat gegenüber weniger deutlich auszusprechen, weil mich irgendeine Loyalität daran gehindert hätte. Wir reden dem Staat nicht nach dem Mund, sondern wir sprechen so, wie unser Verständnis des Evangeliums es uns nahelegt. Ich bin aber sehr dankbar, wenn ich auf Seiten der Politik und des Staates eine Antenne für die Inhalte des christlichen Glaubens spüre. Das hilft uns, tatsächlich Salz der Erde und Licht der Welt zu sein.

■ *Und welche Gefahren sehen Sie in der großen Nähe zwischen Kirche und Gesellschaft?*

Bedford-Strohm Die Gefahr läge darin, sich an die Gesellschaft anzupassen, um den Konflikt zu scheuen. Aber das ist letztlich keine Frage von institutioneller Nähe oder Distanz, sondern eine Frage des Verhältnisses von pastoraler und prophetischer Dimension unseres kirchlichen Handelns.

■ *Im Juni dieses Jahres verabschiedete das EU-Parlament den sog. Matic-Bericht. Darin ist von einem gesetzlich verankerten*

Abtreibungsrecht der Schwangeren die Rede. Das Recht von Ärzten und Schwestern, aus Gewissensgründen die Durchführung einer Abtreibung abzulehnen, wird eingeschränkt. Warum haben Sie – gerade ausgehend von Ihrem Ansatz der Öffentlichen Theologie – dazu nicht Stellung genommen wie katholische Bischöfe und orthodoxe Kirchenvertreter?

Bedford-Strohm Wenn das Recht von Ärzten und Schwestern, aus Gewissensgründen

Der Landesbischof zu Gast bei der 25-Jahr-Feier des ABC im Februar 2015.

die Durchführung einer Abtreibung abzulehnen, tatsächlich eingeschränkt werden sollte, würde ich mich klar dagegen äußern.

■ *Was entgegnen Sie den theologisch eher konservativ geprägten Christen in unserer Kirche, die Ihr prophetisches Mahnen als – gelinde gesagt – unausgewogen empfinden angesichts der Tatsache, dass Sie sich am globalen Klimastreik beteiligen oder nach Palermo zur „Sea-Watch 4" reisen, aber dem jährlichen „Marsch für das Leben" in Berlin nicht einmal ein unterstützendes Grußwort gönnen?*

Bedford-Strohm Auch für mich beginnt menschliches Leben mit der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle. Deswegen wünsche ich mir, dass die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche sinkt. Mit dem, was ich von Manchen aus den Reihen des Marsches für das Leben höre, habe ich aber größte Probleme. Da spüre ich zuweilen nichts von der notwendigen Sensibilität für den tiefen inneren Konflikt, den ungewollt schwangere Frauen erfahren. In der Schwangerschaft verbindet sich das Leben des werdenden Menschen mit dem Leben der Mutter. Deswegen kann man das Leben des Kindes nie gegen die Mutter schützen, sondern muss es mit ihr tun. Gerade kürzlich hat eine Studie einmal mehr gezeigt, dass nicht in den Ländern die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche am höchsten sind, in denen rechtlich liberale Regelungen bestehen, sondern gerade in den Ländern, die scharfe Regelungen haben. Das Ziel der Senkung der Zahl der Schwangerschaftsabbrüche kann also offensichtlich nicht mit den Forderungen erfüllt werden, für die der Marsch für das Leben steht.

■ *In einem Interview mit dem Mannheimer Morgen (16.10.2021) wurden Sie gefragt, ob das kirchliche Glockenläuten mit dem Ruf des Muezzins auf einer Stufe stehe. In Ihrer Antwort verwiesen Sie lediglich auf gewachsene und sich verändernde Kultur, auf Religionsfreiheit und die Bedeutung des interreligiösen Dialogs. Warum keine Silbe zu dem inhaltlichen Unterschied zwischen dem Glauben, den der Muezzin schallverstärkt über die Häuser ruft, und demjenigen, zu dem die Glocken ohne Worte einladen?*

Bedford-Strohm Ich habe in dem Interview ausdrücklich gesagt, dass der Muezzin-Ruf nicht auf die gleiche Stufe mit dem Glockenläuten gestellt werden kann, das hier Teil unserer gewachsenen Kultur ist. Was auch klar ist, dass ein fundamentalistisches Verständnis von Islam und damit auch des Muezzin-Rufes keinen Raum in unserem Land bekommen dürfen. Wenn an einem Ort durch einen lebendigen interreligiösen Dialog ein Konsens darüber gewachsen ist, dass auch eine muslimische Gemeinde auf diese Art öffentlich zum Gebet einladen darf, dann sollte man das nicht von vornherein ausschließen.

Toleranz und Versöhnung – Ja, aber Unterschiede nicht verschweigen

■ *Wann sehen Sie die Gefahr einer zivilreligiösen Verflachung des christlichen Glaubens, wenn es im interreligiösen Dialog vor allem darum gehen solle, „die Religionen als Kräfte der Toleranz und Versöhnung" zu profilieren, wie Sie in einem Interview mit dem epd sagten?*

Bedford-Strohm Dass Religionen zu Kräften der Toleranz und Versöhnung werden, ist tatsächlich eine wichtige Aufgabe. Und eine Aufgabe, die noch keineswegs geleistet ist. Toleranz und Versöhnung darf man aber nicht mit einem Ansatz verwechseln, der über die Unterschiede eine Harmoniesoße gießt. Wenn wir Christen davon sprechen, dass Gott sich in einem Menschen offenbart hat, der bei seinem Tod am Kreuz einen Ruf der Gottverlassenheit ausgestoßen hat, dann könnten Muslime das nie mitsprechen. Für mich ist aber Kreuz und Auferstehung Jesu Christi der Kern meines Gottesverständnisses. Und natürlich spreche ich in jedem interreligiösen Dialog davon. Aber ich tue es in einem Geist der wechselseitigen Achtung und Verbundenheit, weil genau das der Weg Jesu Christi ist. Sein Wesen ist die radikale Liebe.

■ *In einem Beitrag in den „nachrichten der ELKB" 2015 bezeichneten Sie Mission als eine „völlig unverzichtbare Dimension der*

Im Gespräch bei der 25-Jahr-Feier des ABC: Landesbischof Dr. Bedford-Strohm und der frühere ABC-Sprecher Dr. Wolfhart Schlichting.

Kirche und des Christseins". Inhaltlich erklärten Sie Mission dann als „von einem Gott zu erzählen, der die Gewalt verabscheut, das Leben liebt und die Schwachen schützt." Diese Definition scheint weit weg zu sein von den klassischen theologischen Verständnissen unter dem Vorzeichen der σωτηρία *(Rettung des Menschen aus dem Gericht Gottes), ob man es eher mit Luther als Handeln des rechtfertigenden Gottes am sündigen, verlorenen Menschen fasst oder im heilsgeschichtlichen Rahmen von Schöpfung, Sündenfall, Erlösung und Vollendung.*

Heinrich Bedford-Strohm bei der digitalen Herbstsynode 2021.

Bedford-Strohm Das Eine darf doch nicht gegen das Andere ausgespielt werden. Natürlich ist die Botschaft des Paulus von der Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnade zentral für meinen Glauben. Und auch seine Sühnopferlehre ist, richtig verstanden, hochaktuell. Denn Gott opfert ja nicht einen anderen, sondern nimmt in Christus stellvertretend für uns unsere Sünden auf sich. Mehr Liebe geht nicht. Womit ich aber Probleme habe, ist, wenn Mission auf die Verkündung einer Drohbotschaft gründet: Wenn du dich nicht zu Christus bekehrst, bist du auf ewig verdammt. Ich spüre viel mehr missionarische Energie in dem tiefen Vertrauen, dass Gottes Barmherzigkeit größer ist als alles, was wir uns vorstellen können.

■ *Welche Rolle spielen Ihrer Meinung nach die Gemeinden, Bewegungen und Initiativen aus dem evangelikalen Spektrum künftig für die unsere Kirche?*

Bedford-Strohm Eine wichtige Rolle. Die Überwindung der Frömmigkeitsstil-Etiketten, die wir uns immer wieder aufkleben und die ich mir zu Beginn meiner Amtszeit gewünscht hatte, habe ich ein ganzes Stück weit tatsächlich erlebt. Michael Diener, aber auch sein Nachfolger als Präses des Gnadauer Verbandes, Steffen Kern, stehen dafür als Personen. Bei seiner Einführung als Präses habe ich viel von der Liebe Jesu Christi nicht nur in den Worten, sondern auch in dem, wie wir einander begegnet sind, gespürt. Bei den Jugenddelegierten der EKD-Synode habe ich ein ganz ähnliches gemeinsames Wirken jenseits der traditionellen Abgrenzungen erlebt. Das alles hat mir Mut gemacht.

■ *Nicht wenige Evangelikale sind – nicht zuletzt nach dem schnellen Amtsende von Bischof Carsten Rentzing in Sachsen – besorgt, ob solche Beteuerungen überall gleichermaßen geteilt und auch gelebt werden.*

Bedford-Strohm Das hängt am Ende an uns allen gemeinsam. Wer voller Inbrunst von der Liebe Jesu Christi spricht, aber dann die Welt in Gut und Böse aufteilt und harte Urteile über andere fällt oder sich sogar zu Hass hinreißen lässt, dementiert sich selbst. Also: lasst uns auf Christus schauen und seine Liebe im Umgang miteinander ausstrahlen. Und das heißt für mich heute vor allem: barmherziger miteinander sein.

■ *Im Folgenden bitten wir um fünf Satzergänzungen:*

Wenn ich an den Zustand unserer Welt denke, dann tröstet mich…
... dass wir nicht auf ein dunkles Loch, sondern auf einen neuen Himmel und eine neue Erde zugehen.

Heutigen Leitungsverantwortlichen in der Kirche wünsche ich am meisten...
... Glaubensfreude, Weltzugewandtheit und einen Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.

Im Blick auf den künftigen Pfarrer/-innenmangel müssen wir ...
... darauf achten, dass wir nicht in ein inneres Gefühl der Knappheit reinrutschen, sondern aus der Fülle Jesu Christi leben, der gekommen ist, damit wir das Leben haben und volle Genüge.

Beim Thema assistierter Suizid sollten wir als Kirche...
... klar Flagge zeigen für den Schutz des Lebens, verhindern, dass der Suizid zu einer normalen Option wird und zugleich kontextsensibel mit den konkreten Situationen umgehen – um der Liebe willen.

Beim Thema Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation kommt es stark darauf an, …
... dass wir neben den richtigen Konzepten die Begeisterung für unseren Glauben selbst ausstrahlen, von der wir sprechen.

■ *Und jetzt ein paar Fragen, bei denen Sie gerne auch nur mit Ja und Nein antworten können – wenn möglich.*

Wir sprechen als Kirche zu wenig von der Vergebung der Sünden.

Ja.

Dass Pfarrer/-innen mit Berufung auf Schrift und ihr Gewissen eine Segnung gleichgeschlechtlicher Paare ablehnen können, wird auch künftig richtig sein.

Wer würde von irgendjemandem widerwillig getraut werden wollen?

Die Corona-Pandemie hat – bei aller Vorsicht theologischer Wirklichkeitsinterpretationen – auch eine apokalyptische Dimension?

Wenn man unter Apokalyptik die Offenbarung des rettenden Handelns Gottes versteht: Ja.

Rechnen Sie damit, dass die Prognose der Freiburger Studie, wonach sich der Mitgliederbestand der Evangelischen Kirche bis 2060 nochmals halbieren wird, eintrifft?

Was in 40 Jahren sein wird, dürfen wir getrost in Gottes Hand legen.

Es ist mir wichtig, Ihnen an dieser Stelle auch einen Dank auszusprechen: Dass Sie dieses riesige Arbeitspensum mit so viel Fröhlichkeit und verbindenden Gesten, mit so viel Leidenschaft und immer wieder offenem Bekenntnis Ihres Glaubens an Jesus Christus bewältigt haben, ist ein Vorbild. Das darf so gesagt werden, auch wenn es inhaltlich einige Unterschiede gibt zu einer stärker schriftgebundenen Theologie, wie sie die im ABC versammelten Gruppen, Gemeinschaften und Verbände vertreten. Wir wünschen Ihnen Gottes Segen und gnädige Bewahrung für den weiteren Weg!

*Dekan **Till Roth**,*
Vorsitzender des ABC Bayern

Hinweis: Das vollständige Interview mit Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm ist auf der Homepage des ABC nachzulesen – unter *www.abc-bayern.de*

Konfi-Arbeit – quo vadis?

Von Pfarrerin Ingrid Braun

Im Frühjahr 2021 hat der Landeskirchenrat der ELKB neue Rahmenrichtlinien für die Konfirmandenarbeit bekannt gegeben. „Mit Jugendlichen glauben und leben“ lautet die Überschrift. Die neuen Rahmenrichtlinien wollen die „Vielfalt“ in der Konfi-Arbeit „aufnehmen, Bewährtes weiterführen, Bestehendes fortentwickeln und neue Impulse geben“.

So weit, so gut. Ich lese weiter und kann noch einigermaßen mit, wenn es heißt, dass „die Lebenswelt, die Erfahrungen und die Fragen der Konfirmanden und Konfirmandinnen Ausgangs- und Zielpunkt aller zu behandelnden Inhalte und Themen“ sein sollen. Ja, irgendwie schon – aber gleich Ausgangs- *und* Zielpunkt?

Klar, Jugendliche brauchen Anknüpfungspunkte. Sie müssen das, was sie über den Glauben lernen sollen, mit ihrem eigenen Leben überein bringen. Ansonsten bleibt für sie alles nur tote Theorie, leblose Tradition – und damit letztlich irrelevant. Nur: Ist bei diesen Vorgaben noch Raum für das, was Jesus Christus uns aufgetragen hat?

Drei Sätze weiter komme ich endgültig ins Grübeln. Da steht: „Welche Kirche braucht die junge Generation? Welche Geschichten, Texte, Rituale und Gebäude aus dem reichen Schatz der biblischen und kirchlichen Tradition können wir Kindern und Jugendlichen so anbieten, dass sie für ihr persönliches und gemeinschaftliches Leben relevant werden?“

Das klingt für mich verdächtig nach „Wünsch dir was“. Geht es nur noch darum, religiöse Bedürfnisse (welcher Art auch immer) zu befriedigen? Die Konfis sollen im Mittelpunkt stehen. Klingt gut, aber stimmt das wirklich? Sollte nicht auch im Konfirmandenunterricht Jesus Christus im Mittelpunkt stehen – Seine Liebe, Sein Wort, Sein Anspruch auf unser Leben?!

Ich merke: Mir fehlt bei den Rahmenrichtlinien der Blick auf die Botschaft von Jesus Christus. Klar, nicht alles werden die Konfis gleich verstehen können. Wie lange habe ich gebraucht, bis ich angefangen habe, so manches zu begreifen? Vieles musste ich wieder und wieder hören, bevor ich es begriffen habe. Ja, manches musste ich sogar erst einmal auswendig lernen, obwohl ich es nicht verstanden habe – und erst viel später haben diese Worte angefangen, in mir zu arbeiten.

Was Jugendliche nicht kennen, das lehnen sie in der Regel erst einmal ab. Könnte ja anstrengend sein. Also lieber bei dem bleiben, was schon immer war. „Kirche, Gottesdienst? Ist ja langweilig. Lass ich bleiben. Abendmahl? Brauch ich nicht.“ Sollen wir deswegen aufhören, den Konfis zu zeigen, wie wertvoll der Gottesdienst, wie wichtig das Heilige Abendmahl ist?

Etwas verwirrt lese ich in den Rahmenrichtlinien weiter. Und dann stockt mir der Atem. Da steht doch tatsächlich: „Die Rahmenrichtlinien enthalten deshalb keinen Grundbestand an vorgeschriebenen Inhalten.“

Wohin entwickelt sich die Konfirmandenarbeit?

Wie bitte? Gibt es wirklich *nichts* mehr, was uns als evangelischer Kirche so wertvoll ist, dass wir es den Konfis nahebringen wollen – auch, wenn die Konfis darauf erst mal keine Lust haben? Ganz ehrlich: Dann können wir einpacken. Religiöse Sinnangebote gibt es an jeder Straßenecke. Wenn wir von der Botschaft Jesu so wenig überzeugt sind, dass sie für uns kein wesentlicher Inhalt der Konfi-Arbeit mehr sein soll – was bleibt dann noch übrig?

Übrig bleiben Befindlichkeiten. „Für mich ist XY wichtig“. „Für mich ist es XQ.“ Typisch „postmodern“. Eine absolute Wahrheit gibt es nicht mehr.

Aber Jesus sagt, dass Er die Wahrheit ist. Egal, ob ich daran glaube oder nicht. Egal, ob ich das für relevant halte oder nicht. Sogar egal, ob mir das passt oder nicht. Er ist die Wahrheit – um diesen Anspruch dürfen wir uns als Kirche nicht herummogeln.

Sein Auftrag lautet nicht: „Schaut, dass sich die Leute in der Kirche möglichst wohl fühlen.“ Sein Auftrag lautet: „Geht hin und macht zu Jüngern alle Völker. Tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ *Darauf* liegt die Verheißung Jesu: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“ ■

So viel Aufbruch! Aufbruch wohin?

Zur geistlichen Verfassung unserer Gesellschaft im Spiegel ihrer neuen Regierung

Von Martin Pflaumer

Der Koalitionsvertrag ist vorgestellt. Die Antrittsreden sind gehalten. „Viel Glück der neuen Regierung!“ Oder sollte das bei uns nicht heißen: „Gottes reichen Segen!“? Doch da stockt man schon und fragt sich: Können denn die Zukunft-Regierenden mit solchem Zuspruch überhaupt etwas anfangen?

Der Kanzler und seine Minister werden auf das Grundgesetz hin verpflichtet. Und sie versprechen, ihre Kraft „dem Wohle des deutschen Volkes zu widmen“, und „Schaden von ihm abzuwenden“, das heißt: Gut und Böse zu unterscheiden und kraftvoll danach zu handeln. Doch: Woher beziehen sie die Fähigkeit zur Unterscheidung? Und woher die Kraft zum rechten Handeln?
Das Grundgesetz, auf das sie sich haben verpflichten lassen, hätte dafür einen Hinweis: *„Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen … hat sich das Deutsche Volk … dieses Grundgesetz gegeben.“* Aber der neue Kanzler und 7 seiner 16 Minister treten an und verzichten im Diensteid auf den Gottesbezug *„So wahr mir Gott helfe“*. Kühn, finde ich. Ja, vielleicht auch ehrlich. Und was sich im Inneren und im Stillen einer Politikerpersönlichkeit abspielt, entzieht sich natürlich unserer Wahrnehmung.
Deshalb schauen wir in den Koalitionsvertrag:

1. Religionsfreiheit

In der abgelaufenen Legislaturperiode gab es einen Beauftragten der Bundesregierung für Religionsfreiheit. Zu seinem Mandat gehörte, die Lage verfolgter Christen zu beobachten. Dieses Amt sollte offenbar zunächst aufgegeben werden, dann erfolgte eine Kehrtwende. Wie es künftig ausgestaltet wird, ist aber noch unklar.

2. Asyl

Die schrittweise Eingliederung von Asylsuchenden bis hin zur völligen Integration soll beschleunigt werden, Nachzug von Angehörigen eingeschlossen. Das lässt hoffen beispielsweise für die Christen aus dem Iran, die bislang immer noch massiv von Abschiebung und dann von Gefängnis und Folter im Herkunftsland bedroht sind. Wie in Konsequenz dieses an sich begrüßenswerten Vorhabens die Wiederholung von 2015 (Kontrollverlust an den Grenzen) vermieden werden soll, bleibt der Koalitionsvertrag zu erklären schuldig.

3. Abtreibung

Der Koalitionsvertrag will – unter der Überschrift „Reproduktive Selbstbestimmung“ – die Rahmenbedingungen für Schwangerschaftsabbrüche erleichtern. Die medizinische Kunst, fachgerecht abzutreiben, soll klassisches Lehrgebiet in der Ausbildung aller Mediziner werden. So will die neue Regierung „Versorgungssicherheit“ herstellen.

Der Schutz des ungeborenen Lebens taucht an keiner Stelle auf, Abtreibungen sollen leichter verfügbar werden. Ähnlich öffnend soll wirken, dass das bisherige Werbeverbot (§219a) für Schwangerschaftsabbrüche gestrichen wird. Dieses Ansinnen rüttelt an dem nach 1989 hart errungenen Kompromiss. Für eine darüber hinaus gehende Liberalisierung von Abtreibungen will die Regierung eine Kommission einrichten. Das lässt auf dem Gebiet des Lebensschutzes Unheilvolles befürchten.

4. Sterbehilfe

Zu diesem Thema nimmt der Koalitionsvertrag die gegenwärtig offene Debatte auf und spricht sich für zeitnahe fraktionsübergreifende Anträge aus, um es einer gewissengebundenen Entscheidung zuzuführen. (Siehe dazu auch die Beiträge von Uwe Heimowski, Michael Bammessel und Ralf Frisch in diesen ABC-Nachrichten.)

5. Genderismus

Jedes Gesetz soll künftig auf seine „Geschlechtergerechtigkeit“ überprüft werden. Das schließt Lesben, Schwule, Bisexuelle, trans- und intergeschlechtliche Menschen ausdrücklich ein. Ein Gender-Aktionsplan soll dieses Ziel exakt verwirklichen helfen. Bemerkenswert ist der Ansatzwandel: Anstelle biologischer Merkmale für die Geschlechter, wie es das Transsexuellengesetz von 1980 regelt, soll nun ein Selbstbestimmungsgesetz treten. Das biblische Menschenbild von Mann und Frau aus Gottes Schöpferhand wird damit aufgegeben.

6. Kinderwunsch

Stärker als bisher soll künstliche Befruchtung staatlich gefördert werden. Durch kompletten Kostenausgleich soll die Präimplantationsdiagnostik völlig niederschwellig gestaltet werden. Es soll offensichtlich Standard werden, von allen möglichen Embryonen den fittesten zum Zug kommen zu lassen. Das lässt – horribile dictu – an gezielte Züchtung denken. Die Legalisierung von Leihmutterschaft und Eizellspende soll entgegen dem bisherigen Verständnis des Naturrechts geprüft werden.

7. Verantwortungsgemeinschaft

Neben der Ehe als Verantwortungsgemeinschaft sollen sich andere Beziehungskonstellationen als Verantwortungsgemeinschaften konstituieren dürfen. Die Begrenzung auf zwei Partner soll entfallen. Der Vielehe ist das Tor geöffnet, wenngleich der Vertrag solche „Verantwortungsgemeinschaften“ von der „Ehe“ unterschieden wissen will. Wie er diese Unterscheidung aufrechterhalten will, lässt er offen.

8. Kirche und Staat

Der schon in der Weimarer Verfassung formulierte Auftrag zur Entflechtung von Kirche und Staat soll nun umgesetzt werden. Alle Staatsleistungen, die in der Säkularisierung von Kirchengütern der Napoleon-Ära wurzeln, will die neue Regierung ablösen. Wie eine bezahlbare Ablöse aussehen könnte, soll in Gesprächen mit Ländern und Kirchen geklärt werden.

Wenn die Sonne auf den Berliner Fernsehturm fällt, erstrahlt ein Kreuz. Den Machthabern der DDR missfiel das. Ihr Motto lautete „Ohne Gott und Sonnenschein holen wir die Ernte ein.“ Wohin das führte, ist bekannt.

Dass Staat und Kirche – ganz im Sinne der Zwei-Reiche-Lehre – ihre je eigene Zuständigkeit regeln wollen, dürfte begrüßt werden. Das Gelingen aber würde das wechselseitige Verständnis vom Wesen des Gegenübers voraussetzen. Dass dieses Verständnis seitens der Staatsvertreter ausgeprägt vorhanden ist, muss allerdings auf Grund des vorliegenden Koalitionsvertrages bezweifelt werden. Wie anders wäre es sonst zu erklären, dass er im Blick auf die Kirchen von „verkündungsnahen“ Tätigkeiten spricht, ohne das für sie charakteristische Wort von der „Verkündigung“ zu finden. Säkularem Denken muss es wohl auch zuwider sein, wenn Kirchen ihr eigenes Arbeitsrecht (den so genannten „Dritten Weg“), das das Bundesverfassungsgericht bislang ausdrücklich schützt, weiterhin bewahrt wissen wollen. „Gemeinschaft aus Schwestern und Brüdern“ schließt vom Wesen her „Arbeitskampf und Streik“ eben aus.

Soweit einige Aspekte des Koalitionsvertrages.

Ja, so viel Aufbruch war lange nicht. Und Aufbruch darf sein. Freilich erhebt sich die Frage: Aufbruch wohin? „Mehr Fortschritt wagen“ – so der Titel des Koalitionsvertrages – kann der Staat nur unter der Voraussetzung, dass er um seine Bedingtheit weiß, um seine Herkunft, um sein Wesen. In dem viel zitierten Diktum des ehemaligen Bundesverfassungsrichters Ernst-Wolfgang Böckenförde ist das klassisch formuliert: *„Der freiheitliche, säkulare Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann…“.* Das Versprechen eines „Bündnisses für Freiheit, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit“ – so der Untertitel des Koalitionsvertrages – kann nur im Respekt vor dem Bund Gottes mit den Menschen eingelöst werden. Um diesen Tiefenzusammenhang muss man wissen, wenn man im Staat Verantwortung übernehmen will.

Es ist den jungen dynamischen und sympathischen Frauen und Männern nicht abzusprechen, dass sie tatsächlich ihre Kraft *„dem Wohle des deutschen Volkes widmen“* und *„Schaden von ihm abwenden“* wollen. Ja, das wollen sie gewiss. Aber sie scheitern schon in der Abtreibungsfrage an Art. 1 GG, der im jüdisch-christlichen Menschenbild wurzelnd formuliert: *„Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt“* und Art. 2 GG: *„Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit.“* Der von der neuen Regierungskoalition „gewagte Fortschritt“ könnte in Wahrheit leichtfertig riskierter Schaden bedeuten. Er ist es dann, wenn er nicht *„im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott“* … „gewagt“ wird.

Die konfessionelle Gliederung des neuen Kabinetts spricht eine deutliche Sprache: etwa die Hälfte (samt Kanzler) ist konfessionslos. Und knapp die Hälfte der nun Regierenden hat auf den Gottesbezug bei ihrer Vereidigung verzichtet. Vor acht Jahren gehörten noch alle Kabinettsmitglieder einer Kirche an. So ist der Trend. Die aktuelle geistliche Verfassung unserer Gesellschaft spiegelt sich in ihrer Regierung.

Was zu tun ist, wissen wir: *„So ermahne ich nun, dass man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf dass wir ein ruhiges und stilles Leben führen können in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit. Dies ist gut und wohlgefällig vor Gott, unserem Heiland, welcher will, dass alle Menschen gerettet werden und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“* (1. Timotheus 2,1-4) ■

Einheit statt Spaltung

Christliches Zeugnis in verrückten Zeiten

Von Dr. Jonathan Kühn

„Bist du groß oder bist du klein, oder mittendrin, Gott liebt dich“, so heißt es in einem Kinderlied. Die bedingungslose Liebe Gottes wird darin deutlich, aber auch die Weite seiner Kirche. Es gibt eben (hoffentlich!) keine Gemeinde nur für großgewachsene oder nur für kleine Leute, sondern für prinzipiell jedermann. Das gehört zum Kern des Christentums – Ausnahmen in der Kirchengeschichte bestätigen letztlich nur diese Regel: Zugehörigkeit zur Kirche Christi hängt nicht am Einkommen, Beruf, Körperwuchs oder -umfang. Sondern sie hängt daran, dass man sich an ihn hängt, der seinen Nachfolgern den Namen gibt: Christus. Das können Kassiererinnen ebenso sein wie Professoren, Staatenlenkerinnen oder Strafgefangene. Kirche Jesu Christi ist in ihrem Kern etwas zutiefst inklusives, das zusammenführt, was ansonsten getrennt ist. Wo das gelingt, da ist es als Konsequenz dessen zu sehen, was Jesus seinen Jüngern geboten und von seinem himmlischen Vater erbeten hat.

„Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, dass sie eins seien wie wir.“ (Joh 17,11) So bittet der Herr der Kirche im Hohepriesterlichen Gebet und unterstreicht damit, dass ihre Einheit einerseits seinem Willen entspricht, andererseits aber in der Welt alles andere als selbstverständlich ist. Zwei Jahrtausende nach seinem irdischen Wirken, Sterben und Auferstehen, bleibt festzuhalten: Die Einheit der Christenheit ist weiterhin nicht gegeben und ein entsprechendes Gebetsanliegen. Wie weit all das, was unter Kirche firmiert, in Wahrheit von Einheit entfernt ist, wird umso deutlicher, wenn die Einheit von Vater und Sohn als Maßstab dient. Denn die reicht so weit, dass Jesus formuliert hat: „Ich und der Vater sind eins.“ (Joh 10,30) Ganz anders verhält es sich bei seinen Nachfolgern: Streit und Zank, Abspaltungen von Gemeinden, Neugründungen – positiv gewendet: große Vielfalt in Gottes buntem Weinberg. Kritisch bedauert: disparate Zerfaserung statt geschlossener Verbundenheit. Weltweit gesehen gibt es eine riesige Palette von Einheiten, in die sich das Christentum aufteilt, nicht Einheit – im Blick auf die Sozialgestalt, die Lehre, die Praxen. Und selbst in einzelnen Abteilungen, etwa dem evangelischen Christentum in Deutschland, gibt es allerlei Einheitshindernisse.

Jesu Bittruf zum Vater ist vor diesem Hintergrund durch alle Zeiten und Situationen hindurch als Appell zu begreifen, das Ideal der Einheit im Blick zu behalten, selbst darum zu bitten und als Christ dieses Ziel nach Kräften auch auf andere Weise zu fördern. Das gilt ganz bestimmt auch und vielleicht ganz besonders in unseren Tagen. Verrückte Zeiten sind es: Eine Pandemie hält die Welt in Schach, während gerungen wird um geeignete Maßnahmen des Umgangs. Freiheitsrechte werden eingeschränkt, ganze Bevölkerungsgruppen diffamiert („Ungeimpfte“ als Sündenböcke) und es lässt sich nur erahnen, wie tief die Spaltung schon reicht: in Freundes- und Bekanntenkreisen, in Familien, in Gemeinden.

Die Angst geht um, die emotionalen Wogen schlagen hoch und (vermeintlich) Schuldige sind rasch gefunden: Es wird kurzerhand und tendenziell kollektiv vom *Terror* oder der *Tyrannei* der Ungeimpften gesprochen, die alle anderen in Geiselhaft nähmen – und entsprechend ist vieles moralisch aufgeladen. Statt differenziert wahrzunehmen und sich auf fremde Perspektiven einzulassen, wird in Schubladen einsortiert, gegenüber und gegeneinander gestellt – und klar geurteilt: hier die Guten, da die Bösen. Oder anders: Geboosterte hier, Querdenker da – Punktum!

Natürlich darf und soll offen diskutiert werden: über Gefahren eines neuartigen Virus mit seinen Varianten, über das Für und Wider einer Schutzimpfung, über geeigneten Umgang mit Bedrohungen. Aber in all dem sind Christen weiterhin – und ganz neu – herausgefordert, mancher Stimmungsmache zu entsagen, nicht mitzuschwimmen in den Empörungswellen, sondern sich stattdessen erinnern zu lassen: dass ihr Herr die Einheit aller seiner Nachfolger will. In ihm können und sollen sie eins sein, die sich in grundlegenden (Streit-)Fragen unterscheiden mögen: Impfverweigerer und Impfeuphoriker, Gelassene und Ängstliche, Frustrierte und Ungeduldige. Dabei gilt weiterhin: Christen sollten miteinander anders umgehen als in ihrer Umwelt üblich – und das unabhängig davon und ggf. lange bevor sich solches Verhalten in der Gesellschaft durchsetzt, ob es die Gleichheit von Sklaven und „Freien“ oder anderes betrifft, heute vielleicht die Gleichwertigkeit von „Geimpften“ und „Ungeimpften“.

Das liegt ihnen als Kindern ihrer jeweiligen Zeit mitunter gar nicht nahe. Wie viel leichter fällt es schließlich, sich gegenseitig zu bestätigen und gemeinsam zu ärgern über „andere“. Da wird die komplizierte und überfordernde Welt gleich viel leichter zu verstehen. Das geht mir auch so: Ich fühle mich sehr wohl in Kreisen, wo in für mich zentralen Fragen Einigkeit herrscht, wo „kein Blatt Papier“ zwischen die Beteiligten passt. Aber dabei geht doch viel verloren von der Vielfalt der Welt und ihrer Bewohner. Die ist zwar anstrengend, aber eben auch bereichernd.

Bei den leidigen Themen, die mit „Corona“ zu tun haben, ist das nicht anders. Denn hier kann jeder von anderen Ansichten und Erfahrungen profitieren: bislang nicht gesehene Aspekte in den Blick und seinen persönlichen Horizont geweitet bekommen. Jene, für die schwere Krankheitsverläufe und Langzeitfolgen nichts mit dem Alltag zu tun haben, können dazulernen von Berichten aus Krankenhäusern und Arztpraxen. Geimpfte können Einblicke erhalten in die Lebenswirklichkeit anders eingestellter Glaubensgeschwister, deren Handlungsspielräume unter „2G(+)“-Bedingungen sehr klein geworden sind und die regelmäßig von Politikern und Medienvertretern diskreditiert werden.

Kurzum: So anstrengend es inmitten dieser von vielerlei Verunsicherung geprägten Zeit sein dürfte, sich mit Zeitgenossen auseinanderzusetzen, mit denen man nicht „ein Herz und eine Seele“ ist, so wichtig und potentiell wertvoll ist es auch (weiterhin), gerade unter Christen. Denn während sich unsere Gesellschaft zunehmend auseinanderzudividieren droht, kann am Beispiel unterschiedlich eingestellter Christen deutlich werden, wie aus vielen einzelnen Einheiten eine große Summe entstehen kann: Einheit statt Spaltung! Das wäre doch etwas, wenn um christliche Gemeinschaften herum zwar der Laden auseinanderzufliegen scheint, aber dadurch umso heller aufscheint, wie stark die Einheit in Christus ist. In ihm können Menschen zusammenfinden, die in politischen, theologischen und medizinischen Fragen vielleicht „himmelweit“ auseinander liegen, aber gleichwohl doch alle um diesen einen Herrn herum gruppiert sind, der sie beieinander hält. Wo solches zu beobachten ist, da wird dies gewiss sehr zur Freude unseres Hohepriesters Jesus sein. Und zugleich wird es kaum ohne missionarische Strahlkraft bleiben, ganz im Sinne von Joh 17, indem das Wort solcher christlicher Gemeinschaften Glauben findet. ■

Gesehen in einem Lokal in Murnau.

Was ist schon normal?

In der Bibel entdecken wir, dass die „neue Normalität“ eine altbekannte ist.

Von Pfarrer Dr. Markus Steinhilber

Der Norm entsprechend, regelrecht, üblich, gewöhnlich: So definiert der Duden das Wort „normal“. Doch was ist normal – angesichts von Corona oder Klimaveränderung? Was ist normal in einer globalisierten Welt, in der wir in Echtzeit miteinander vernetzt sind und Träume scheinbar keine Grenzen kennen?

Gibt es überhaupt so etwas wie Normalität? Verändern sich die Dinge nicht ständig? Seit Corona sprechen viele von einer „neuen Normalität“ und davon, dass es nicht einfach ein „Zurück vor Corona“ geben wird. Aber war das nicht schon immer so? Als in den 1960er-Jahren Autos in Deutschland „normal“ wurden, unternahmen viele am Sonntagnachmittag eine Spazierfahrt durchs Land. Heute schütteln wir über diese Normalität den Kopf. Nur: Wird es den Generationen nach uns anders ergehen, wenn sie zurückblicken auf das, was wir so alles als „normal“ erachten? Zeiten ändern sich und mit ihnen das, was als „normal“ gilt.

Und doch gibt es gewisse Konstanten von Normalität trotz aller Veränderungen, die wir erleben. Ob das für uns dann die alte oder neue Normalität ist, ist eine rein begriffliche Frage.

Normal ist, dass sich die Dinge um uns wandeln – und wir davon betroffen sind. Technisch stehen wir vor unglaublichen Möglichkeiten – im Herbst 2021 begann der Weltraumtourismus – und gleichzeitig wurde uns (wieder) schmerzlich bewusst, wie verletzlich, gefährdet und bedroht wir Menschen sind und bleiben. So vieles in unserem Leben liegt außerhalb unserer Kontrolle. Letztlich haben wir unser Leben nicht in der Hand. Wir ahnen nicht einmal, was uns heute oder morgen alles passieren könnte. Vielleicht ist das eine der wichtigsten Lehren, die Covid-19 uns Fortschrittsoptimisten des 21. Jahrhunderts in Erinnerung ruft.

In der Bibel entdecken wir, dass diese ambivalente „neue Normalität“, die auch mit viel Unsicherheit einhergeht, eine altbekannte ist. Schon Mose betete und lehrte zu beten: *Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden* (Psalm 90,10). Wer auf Gott hört, der weiß: Krisen, Herausforderungen, Grenzen und Scheitern lassen sich nicht verhindern. Mit Gott und im Vertrauen auf ihn können wir diese Wirklichkeit annehmen. Sich ihr zu stellen, bedeutet dabei nicht, sich ihr fatalistisch zu ergeben oder aufzuhören, die eigenen Lebensumstände und die der anderen verbessern zu wollen.

In diese Normalität hat Gott uns hineingestellt; diese Normalität teilt er aber auch mit uns. Der große Gott, Schöpfer der Welt und des Weltalls, wird ein verletzlicher und begrenzter, ein bedrohter Mensch; ja er stirbt wie wir. Gott ist nicht der Erhabene und Ferne, wie wir ihn uns oft vorstellen, sondern er kommt uns ganz nah und wird Mensch wie wir. Jesus, der Gott bei uns und mit uns, ist ein Gott für uns. Und weil das die Normalität ist, die hinter all unseren anderen Erfahrungen eben auch gilt, kann ein 23-jähriger junger Mann, der Krebs im Endstadium hat, auf YouTube offen mit seiner Krankheit umgehen und zugleich von seiner Hoffnung erzählen, nach seinem Tod bei Jesus zu sein (und Millionen Menschen klicken auf die Videos von Philipp Mickenbecker). Gott mit dir und bei dir und für dich – das ist die entscheidende Wirklichkeit und Normalität, die seit 2.000 Jahren das Leben eines jeden Menschen prägen will.

Normal ist und bleibt auch: Wir (ver-)ändern uns. Wir lernen, reifen, entwickeln uns weiter – und wollen das auch. Der alte Werbeslogan „Ich will so bleiben wie ich bin“ ist längst überholt. Gerade herausfordernde Zeiten und Erfahrungen bringen uns weiter. Die „neue Normalität“ ist durchaus attraktiv, positiv, ja wünschenswert.

Normal hängt aber begrifflich auch mit Norm zusammen. Mit Normalität sind Normen verbunden. Zwar ist auch das, was wir als normal empfinden, einem ständigen Wandel unterworfen. Dennoch gibt es Normen und Werte, die nicht veralten. Gott zeigt uns in der Bibel Orientierungspunkte, damit unser Leben gelingt. Manche dieser Normen wurden in den vergangenen Jahren wieder topaktuell. Nachhaltigkeit ist ein urbiblischer Gedanke, denn bereits in 1. Mose 2,15 ist die Rede von „bebauen und bewahren“. Gut, dass er auf der politischen und gesellschaftlichen Tagesordnung steht. Andere Normen scheinen heutzutage aus der Mode geraten zu sein, wie zum Beispiel die Wertschätzung der Ehe von Mann und Frau und der Wert der Familie (1. Mose 2,24). Bei allen Brüchen und allem Scheitern, die auch zum Leben von Christen gehören, ist uns nicht geholfen, wenn wir Gottes Normen ad acta legen und unser Leben auf neue Normen gründen. Das ist wenig hilfreich, geschweige denn segensreich.

Ob neue oder alte Normalität – der Gott, der uns geschaffen und in Jesus erlöst hat, ist die entscheidende Konstante. *Er ist derselbe gestern und heute und in Ewigkeit* (Hebräerbrief 13,8). ■

Der Beitrag erschien zuerst in der Zeitschrift „Mittendrin“ der Stiftung Hensoltshöhe. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

„Fürchtet euch nicht!“

Betrachtung zur Weihnachtsbriefmarke 2021

Von Pfarrer Detlev Graf von der Pahlen

In Zeiten kraftloser, schwächer werdender Kirchen, schwindenden christlichen Glaubens geschieht Merkwürdiges an öffentlichem Ort, christlicher Glaube meldet sich mit einer zentralen Botschaft zu Wort. Der Ort ist mehr als prominent. Die Botschaft unübersehbar.

„Fürchtet Euch nicht!“ Diese Aufforderung lesen wir mit großen Buchstaben auf der Weihnachtsbriefmarke, die mit dem Gemälde „Verkündigungsengel mit Lilie, im Hintergrund zwei Puttenköpfchen in den Wolken“ des Allgäuer Künstlers Johann Michael Hertz (1725-1790), gestaltet ist. Und nicht nur wir Deutschen am Ende des zweiten Jahres der Pandemie, im Jahr des Herrn 2021, haben diese Ermunterung dringend nötig: „Fürchtet euch nicht!“

Leben nicht viele Zeitgenossen vielfach geängstigt? Sie haben Angst, sie könnten sich mit Corona anstecken, alleine auf Intensivstationen leiden und vielleicht dort auch sterben. Andere lassen sich aus Angst nicht impfen, weil sie die Folgen der Impfung fürchten. Wieder andere leben mit Ängsten, lassen sich aber aus ideologischen Gründen nicht impfen. Es sind leider nicht viele, die trotz der Pandemie zuversichtlich und voll Gottvertrauen leben. Diese Christen, zu denen hoffentlich auch wir gehören, haben sich das Vertrauen zum Vater im Himmel, zu Jesus Christus und zum Heiligen Geist und seiner Kraft nicht von Covid-19 und anderen Leiden und Unsicherheiten nehmen lassen.

Es ist gewiss nicht leicht, vertrauensvoll, Gott vertrauend im Chaos der gegenwärtigen Welt zu leben. Angesichts von sinnlosen Kriegen, viel Streit, Hass, Unverträglichkeit, großer Ungerechtigkeit, Millionen von Hungernden, viel Krankheitsleid ***gibt es aber keinen besseren Weg, als dem Herrn des Himmels und der Erde Jesus Christus von ganzem Herzen zu vertrauen, uns IHM bedingungslos zu überlassen***, was vielen Zeitgenossen schwerfällt, aber für ein gelingendes Leben unerlässlich ist. Deswegen ist die Aufforderung des Engels auf der Weihnachtsmarke: „Fürchtet euch nicht!“ für alle Menschen höchst aktuell und menschlich gesehen gut ausgewählt.

Die Ermahnung des Engels ist jedoch keine Allerweltweisheit und ohne Gottes Hilfe kein Allheilmittel. Bedenken wir doch: Es ist niemand geringeres als der Bote Gottes, der die armen und verachteten Hirten vor den Toren Bethlehems und heute auch uns auffordert, uns nicht zu fürchten, keine Angst zu haben. Es ist keine allgemein politische, menschliche Ermunterung, die der Engel auch uns heute zuruft, sondern eine wunderbare, göttliche Mahnung angesichts der Geburt, des Kommens unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus. Nur weil ER gekommen ist, sein Erlösungswerk vollbracht hat und wir IHM vertrauen können – nur deshalb brauchen wir uns nicht zu fürchten. Wenn aber unser Vater im Himmel nicht IHN, seinen geliebten Sohn Jesus Christus, gesandt hätte, wäre die Botschaft des Engels sinnlos; denn ohne IHN, den Erlöser der Welt, haben wir Menschen gar nicht die Kraft und den Mut, der Aufforderung des Engels zu folgen.

Die göttliche Botschaft ist allein deswegen sinnvoll, weil uns ***„der Heiland, der Retter, der Erlöser geboren ist, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids“*** (Lukas 2,11), wie der Engel im Anschluss an seine Mahnung, sich nicht zu fürchten, zu verkündigen weiß. Nicht unsere Intelligenz, nicht unsere Cleverness, nicht unsere Tapferkeit, nicht unsere geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte, die im Alter auch noch abnehmen, sondern ***allein die Kraft Jesu Christi und die Kraft des Heiligen Geistes, machen es uns möglich, der weihnachtlichen Botschaft Glauben zu schenken und vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken und zuversichtlich zu gehen,*** und zwar trotz vieler dunkler Wolken und Ungewissheiten, die wie ein Damoklesschwert über uns schweben und unseren Glauben immer wieder bedrohen. Von uns aus könnten wir nicht vertrauen, denn „mit unserer Macht ist nichts getan“ (EG 362,2).

Unser christlicher ***Glaube*** ist ***„ein trotzig Ding“***, schärft uns Martin Luther zurecht ein. Wir Christen glauben, obwohl vieles in dieser Welt gegen unseren Glauben und unser Gottvertrauen zu sprechen scheint, obwohl Zweifel und Ängste, Hunger und Durst, auch viele Kriege und unendlich viele Streitereien es uns schwer machen wollen, der göttlichen Stimme des Engels zu glauben. Gott selber ist es, der wunderbarerweise in uns Glauben, Vertrauen, immer wieder neu weckt und auch morgen und in alle Ewigkeit wecken wird. Auch in der uns alle überraschenden Pandemie zu Beginn des 21. Jahrhunderts gilt das Wort des Apostels Paulus: Nichts, wirklich gar nichts, keine teuflische Macht, kein Leiden und auch nicht der Tod „kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn“ (Römer 8,38+39). Unser Herr ruft uns schon vor Paulus: Niemand wird meine Nachfolger aus meiner Hand reißen (Johannes 10,28b).

Richten wir noch einmal unseren Blick auf das Bild, das auf der Briefmarke abgebildet ist. Wir sehen den Engel, den Boten Gottes, der den Hirten am Rande von Bethlehem erschienen ist und ihnen die göttliche Weihnachtsbotschaft verkündet. Jede Furcht, alle Angst ist angesichts der Geburt Jesu, des Gottessohnes fehl am Platz. Sie hat kein Recht, uns weiterhin zu beschweren, dem Leben Kraft, Zuversicht, Freude zu nehmen. Die Furcht auch vor Corona und seinen Folgen ist ein Zeichen dafür, dass wir uns die Botschaft des Engels noch nicht ganz zu Herzen genommen haben, uns noch nicht ganz zu eigen gemacht haben, noch nicht wahrhaft aus ihrer Kraft heraus leben. Die göttliche Botschaft des Engels will in unseren Herzen und Köpfen nicht nur immer wieder die

Angst kraftvoll überwinden, sondern will uns Freude schenken, große Freude, ich wage zu sagen, die größte Freude schenken, die es je gab und die wir alle angesichts vieler Unsicherheiten und Beschwernisse des Lebens und des Sterbens immer wieder neu brauchen.

Der Engel hält in der rechten Hand eine ***Lilie***. Sie ist ein uraltes christliches Sinnbild: Es ist Zeichen der vertrauensvollen Hingabe Marias an den Willen Gottes und gleichzeitig Sinnbild für die Gnade Gottes. Das also können wir ***von Maria lernen, uns dem göttlichen Willen vertrauensvoll und bedingungslos zu überlassen***, und zwar so, wie er uns im Leben begegnet, also in den ganz alltäglichen Freuden und Leiden des Lebens. Das will immer neu eingeübt werden, weil es nicht ganz einfach ist – besonders, wenn es im Leben nicht so läuft, wie wir es uns vorstellen, wenn vielleicht alles gegen uns zu sein scheint. Statt dem Willen unseres Gottes anzunehmen, meinen wir allzu oft leichtfertigerweise, alles, auch unsere Nächsten, müssten nach unserer Pfeife tanzen.

In Wirklichkeit aber ist nichts besser, als wenn wir uns nach dem Willen unseres himmlischen Vaters richten. Maria hat es uns vorgelebt und unser Herr hat es sein Leben lang, auch im Leiden und Sterben am Kreuz praktiziert. Deswegen hat ER auch in Gethsemane, im größten Leiden ergeben gebetet: „***Mein Vater, ist´s möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie DU willst***“ (Matthäus 26, 39)! Dieses Gebet können und sollen wir uns zu unserem eigenen Heil aneignen, es zu dem unseren machen, und zwar gerade auch dann, wenn wir mit dem Willen unseres himmlischen Vaters hadern, wenn wir meinen, unseren eigenen Willen durchsetzen zu müssen. – ***Die übergroße göttliche Freude***, die der Engel ankündigt, kann nur dann unser Herz, uns ganz in Besitz nehmen, wenn wir nicht unseren Eigenwillen durchzusetzen versuchen, sondern wenn wir den Willen des Vaters im Himmel liebend annehmen.

Die ***Lilie*** ist aber nicht nur ***Sinnbild für die Hingabe Marias*** an den Willen des himmlischen Vaters, sondern auch ***Sinnbild der Gnade Gottes*** – allein durch die Gnade unseres Herrn, durch seine Güte und Zuwendung können wir heute und morgen zuversichtlich leben und einmal unverdientermaßen in seinem Haus unsere ewige, herrliche Bleibe finden.

Gebet: Danke für die Hingabe Marias und Deine unverdiente und nicht zu verdienende Gnade. Herr, schenke uns Deines Geistes Kraft Deinen heiligen, oft überraschenden Willen anzunehmen, und die übergroße Freude an Dir, unserem Erlöser und Heiland, und gib uns auch die Freude, sie unseren Nächsten vorzuleben. ■

Dieser Beitrag wurde zunächst in der Zeitschrift CA III/IV 2021 der Gesellschaft für innere und äußere Mission im Sinn der lutherischen Kirche veröffentlicht. ***Detlev Graf von der Pahlen*** *ist Vorsitzender der Gesellschaft und zugleich Mitglied im ABC.*

Assistierter Suizid – worum es in der Debatte geht

Von Uwe Heimowski

Soll es strafbar sein, einen Menschen dabei zu unterstützen, wenn dieser sich das Leben nehmen will? Diese Frage wird in Büchern und Fernsehsendungen thematisiert, am bekanntesten wahrscheinlich in „Gott“ von Ferdinand von Schirach. Dazu hat im Frühjahr 2020 aber auch das Bundesverfassungsgericht geurteilt. Aus diesem Grund wird das Thema auch in der neuen Legislaturperiode im Bundestag wieder auf die Tagesordnung kommen.

Bis 2015 gab es in Deutschland keine gesetzliche Regelung zum so genannten „assistierten Suizid“. Das heißt: Wenn ein Mensch sterben wollte und nicht mehr in der Lage war, sich selbst zu töten, konnte ein Arzt oder jemand aus der Familie ihm die todbringenden Tabletten reichen. Vor diesem Hintergrund wandten sich Ärzte an die Politik mit der Bitte, einen Rechtsrahmen zu schaffen. Sie fürchteten, in einer so schwierigen Situation mit einem Bein im Gefängnis zu stehen. Dazu kam – und das war vielleicht der größte Auslöser, um auch politisch zu regieren –, dass immer mehr Sterbehilfevereine auf dem deutschen Markt Fuß fassen wollten. Vereine, die man zum Beispiel aus der Schweiz oder den Niederlanden kennt und die ihren Mitgliedern den Suizid-Wunsch ermöglichen wollen.

Es gab dazu auch eine kirchliche Debatte, die vom ehemaligen EKD-Ratsvorsitzenden, Nikolaus Schneider, angestoßen worden war. Schneider sagte, dass assistierter Suizid für Christen an sich nicht denkbar sei, er seine eigene schwerkranke Frau auf ihr Bitten hin in einer solchen Situation mit ihrem Sterbe-Wunsch aber nicht allein lassen würde. Auch wenn es dazu nicht kam – Anne Schneider überwand ihre Krebserkrankung – war damit die Frage aufgeworfen, ob etwas, was als ethisch falsch gewertet wird, im konkreten Fall, ein „Akt der Barmherzigkeit“ sein kann.

Damit zum Bundestag. Hier wurde die Thematik als Gewissensfrage eingestuft, was bedeutet, dass nicht (mehr oder weniger) geschlossen als Fraktionen abgestimmt werden sollte. Es wurden vielmehr überfraktionelle „Gruppenanträge“ vorbereitet, um die Frage des assistierten Suizids zu regeln. Am Ende waren es vier, wobei drei von ihnen eine größere Rolle spielten.

Eine Gruppe um den mittlerweile verstorbenen Abgeordneten Peter Hintze (CDU, er war zuvor evangelischer Pfarrer) verfolgte diesen Ansatz: Wir müssen es völlig frei lassen; der assistierte Suizid soll nicht strafbar werden – sich das Leben zu nehmen, habe etwas mit der persönlichen Freiheit des Individuums zu tun. Und wenn jemand einem anderen ermögliche, diese freie Wahl zu treffen, dürfe er nicht dafür bestraft werden.

Die zweite Gruppe um den ehemaligen CDU-Abgeordneten Patrick Sensburg sagte genau das Gegenteil: Der assistierte Suizid müsse

unter allen Umständen verboten werden. Es könne nicht seriös überprüft werden, ob hier ein Geschäft betrieben werde und wann Notsituationen nur vorgetäuscht würden. Was, wenn alten Menschen vermittelt wird, sie würden zur Last fallen und der Sterbewunsch keineswegs freiwillig ist? Aus Sorge vor einem möglichen gesellschaftlichen Druck sollte es daher ein klares Verbot geben.

Eine dritte Gruppe um Michael Brand (CDU) und Kerstin Griese (SPD, sie ist auch Mitglied im Rat der EKD) plädierte dafür, einen neuen Paragrafen 217 im Strafgesetzbuch zu schaffen, der den assistierten Suizid grundsätzlich verbietet, aber dann straffrei belässt, wenn er nicht geschäftsmäßig stattfindet. Wenn also zum Beispiel ein Ehemann dem Wunsch seiner Frau entspricht, ihr ein tödlich wirkendes Medikament zu reichen. Verboten, aber unter bestimmten Umständen straffrei – das ist übrigens analog zum heutigen Paragraph 218, der Abtreibungen regelt.

Dieser dritte Gesetzentwurf bekam im Bundestag eine deutliche Mehrheit. Der entscheidende § 217 lautet: „Wer in der Absicht, die Selbsttötung eines anderen zu fördern, diesem hierzu geschäftsmäßig die Gelegenheit gewährt, verschafft oder vermittelt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft. Als Teilnehmer bleibt straffrei, wer selbst nicht geschäftsmäßig handelt und entweder Angehöriger (...) ist oder diesem nahesteht.“ Nicht geschäftsmäßig sollte sein, wenn das ein- oder zweimal durchgeführt wird. Ab dem dritten Mal sollte geschäftsmäßiges Verhalten angenommen werden, auch bei Ärzten.

Gegen diese Neuregelung wurde von verschiedenen Seiten geklagt. Im Februar 2020 kippte das Bundesverfassungsgericht diesen Paragrafen – das Verbot der geschäftsmäßigen Sterbehilfe sei verfassungswidrig. Der damalige Gerichtspräsident Andreas Voßkuhle begründete das u.a. so: „Es gibt ein Recht auf ein selbstbestimmtes Leben. Das schließt die Freiheit ein, sich das Leben zu nehmen und dabei Angebote von Dritten in Anspruch zu nehmen. Ohne Dritte kann der Einzelne seine Entscheidung zur Selbsttötung nicht umsetzen. Also muss das rechtlich auch möglich sein. Es gibt aber keinen Anspruch auf Sterbehilfe. Es ist also kein Arzt verpflichtet, Sterbehilfe zu leisten.“

Daraufhin hat sich die innerkirchliche Debatte fortgesetzt, insbesondere durch einen Aufsatz in der FAZ, an dem u.a. Ulrich Lilie, der Präsident der Diakonie Deutschland, beteiligt war und in dem für die Möglichkeit zum assistierten Suizid auch in kirchlichen Einrichtungen plädiert wurde – trotz grundsätzlicher ethischer Bedenken.

Eine Gegenposition nahmen zum Beispiel die „Ärzte für das Leben“ ein. Ein Argument: Die durch Artikel 4 Grundgesetz geschützte Gewissensfreiheit werde verletzt, weil die geförderte Akzeptanz des Suizids Ärzte zur Abkehr von ihrem ärztlichen Ethos führe. Und die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Mediziner (ein Werk der SMD) hat darauf hingewiesen, dass das Karlsruher Urteil einen Einschnitt für eine an der Bejahung und Förderung des Lebens ausgerichtete Kultur darstelle, indem es Sterbehilfe-Organisationen einen weiten und auch gefährlichen Spielraum gewähre. Unsere Kultur ist bisher eine Kultur des Lebensschutzes, mit dem Karlsruher Urteil

wird sozusagen einer anderen Option die Möglichkeit geöffnet.

Derzeit sind wir in der Situation, dass die alte Regelung nicht mehr gilt – da sie als verfassungswidrig eingestuft wurde, und eine neue Regelung noch nicht gefunden ist. Das hängt unter anderem mit Corona zusammen, daher wurde das Thema im Bundestag in der vergangenen Legislaturperiode nicht mehr abschließend behandelt, obwohl sich verschiedene Politiker Gedanken über eine Neuregelung gemacht haben.

Bei den Überlegungen zu einem neuen Sterbehilfe-Gesetz spielt eine mögliche Beratungspflicht eine wichtige Rolle – auch hier ähnlich wie derzeit beim Abtreibungs-Paragraphen 218. Weiterhin wollen einige auch eine sehr „liberale“ Lösung, ähnlich wie bei der ersten Debatte im Bundestag. Dabei könnte aber unterschieden werden, ob jemand schwer krank ist und deswegen einen Todeswunsch hat, oder ob es andere Gründe gibt.

Denken wir an Ferdinand von Schirachs Buch (bzw. das Theaterstück und die Verfilmung) „Gott“: Da geht es um einen Mann, der einfach nicht mehr leben will, nachdem seine geliebte Frau gestorben ist. Hat er das Recht zu sterben und dafür Hilfe in Anspruch zu nehmen? (Übrigens ein brillantes Stück, aber es zeugt von ziemlicher Unkenntnis kirchlicher Stellungnahmen, wie flach von Schirach in den Dialogen einen Bischof argumentieren lässt.)

Eine weitere Gruppe unter Beteiligung der religionspolitischen Sprecher von SPD und FDP, Lars Castellucci und Benjamin Strasser, schlug vor, die Thematik mit Fragen nach Palliativmedizin, Hospizen und Betreuung verbinden. Der geschäftsmäßige Suizid soll nicht völlig frei möglich sein. Hier soll die Schutzpflicht gegenüber dem Sterbewilligen betont werden – und nicht nur das vom Bundesverfassungsgericht in den Mittelpunkt gestellte Selbstbestimmungsrecht.

Nun aber hat nach der Bundestagswahl die neue Legislaturperiode begonnen, alle Gesetzentwürfe müssen neu vorbereitet werden. Wie es diesmal ausgehen wird, auch angesichts der veränderten Mehrheitsverhältnisse, weiß ich nicht.

Im Koalitionsvertrag hat die neue Bundesregierung dazu festgehalten, dass die Debatte weiter als Gewissenfrage eingestuft wird: „Wir begrüßen, wenn durch zeitnahe fraktionsübergreifende Anträge das Thema Sterbehilfe einer Entscheidung zugeführt wird.“

Grundsätzlich kann ich aus persönlichem Erleben sagen, dass die Debatten zu ethisch wichtigen Fragen wie dieser oft Sternstunden des Parlaments waren. Die unterschiedlichen Positionen wurden mit viel Wertschätzung vorgetragen. Da wurde nicht geschäftsmäßig ein Thema „abgearbeitet“, sondern die Abgeordneten haben damit gerungen, was eine gute Lösung ist. Sie waren offen für gut begründete Stellungnahmen. Ich glaube, dass es sich deshalb lohnt, diese Debatte gerade auch als Christen mitzugestalten. ■

Uwe Heimowski *ist Beauftragter der Evangelischen Allianz am Sitz von Bundesregierung und Bundestag in Berlin.*

Verhindern – Zulassen – Anbieten?

Diakonische Pflegeeinrichtungen und die Diskussion um Beihilfe zur Selbsttötung

Von Michael Bammessel

Selbsttötungen sind Realität. Auch in Pflegeheimen gibt es immer wieder Menschen, die versuchen sich das Leben zu nehmen. Wenn wir über Beihilfe zur Selbsttötung sprechen, geht es darum, dass jemand einem anderen etwas bringt, zum Beispiel ein spezielles Medikament, womit er sich dann selbst das Leben nehmen kann. Davon zu unterscheiden ist die aktive Sterbehilfe, wenn also jemand von einem anderen eine tödliche Injektion mit der Spritze bekommt. Darum geht es in dieser Debatte nicht, auch wenn es manchmal verwechselt wird. Ich beziehe mich auch nicht auf Möglichkeiten, die das Urteil des Bundesverfassungsgerichts mit seiner weiten Auslegung des Selbstbestimmungsrechts schafft, dass Menschen, sagen wir: aus Liebeskummer, nicht mehr leben wollen. Das ist eine eigene, höchst problematische Seite des Urteils.

Warum und inwieweit ist nun die Diakonie von diesem Thema betroffen? Nun: Sie ist dort betroffen, wo uns Menschen anvertraut werden und/oder sich uns anvertrauen. Etwa in stationären Einrichtungen der Altenpflege, in Hospizen, in der Behindertenhilfe oder in Wohngruppen für Menschen mit seelischer Erkrankung. Wir haben die Fürsorge für die Menschen, die bei uns wohnen und damit auch eine besondere Verantwortung

Bevor ich in die Konkretion gehe, möchte ich etwas zum Symbol der Diakonie sagen, weil mir das wichtig für das Thema erscheint. Es handelt sich um das Kronenkreuz. Also eine grafische Verbindung der Symbole Kreuz und Krone, was eine unglaublich spannungsreiche Verbindung ist: Das Kreuz ist das Zeichen des größten Leides, der größten Erniedrigung, die man einem Menschen zufügen kann, der Grausamkeit. Die Krone dagegen ist das Zeichen der höchsten Ehre, des Königtums, der Herrschaft. Die Diakonie verbindet diese zwei entgegengesetzten Symbole miteinander.

Das Logo der Diakonie: Das stilisierte Kronenkreuz.

Die Verbindung von Kreuz und Krone

Das Kronenkreuz ist zum einen das Zeichen für Jesus Christus, von dem wir als Diakonie herkommen: Er, der aller Würde beraubt wurde am Kreuz und den wir, gerade weil er das auf sich nahm, als König ansehen, als König der Welt, als König auch unseres eigenen Lebens. So bildet das Kronenkreuz genau das ab, was wir von Jesus Christus glauben – diese Verbindung von Kreuz und Krone.

Aber das Kronenkreuz bildet eben auch ab, wie wir den

Menschen sehen, wie wir das Leben sehen, wenn ein Mensch leiden muss. Viele Menschen haben wirklich ein schweres Kreuz zu tragen. Das kann Menschen niederdrücken, es kann ihnen die Selbstständigkeit nehmen und sie abhängig machen, bis hin dazu, ihnen die Würde zu nehmen. Doch in der Diakonie versuchen wir, auch in dem Menschen, der das schwere Kreuz zu tragen hat, die Herrlichkeit zu sehen. Den Glanz zu sehen, den Gott diesem Menschen mitgegeben hat, seine Ebenbildlichkeit. Auch dieser Mensch ist ein Abglanz Gottes, ein Spiegelbild Gottes. Und dieser Glanz, diese Ehre, diese Krone gilt dem leidenden Menschen genauso wie jedem anderen, ja vielleicht sogar noch mehr, weil wir in ihm eben den sehen, den Gott für die Herrlichkeit bestimmt hat. Und wir verbinden das, weil uns nach dem Leiden die Herrlichkeit versprochen ist, mit der Krone.

Wir können nicht Herr über Leben und Tod spielen

Dieser Blick muss die diakonische Arbeit prägen. Denn wir haben ganz viel mit Menschen zu tun, die im Blick der Welt allen Glanz verloren haben, die vielleicht schwer behindert sind, bei denen manche fragen, ob es sich hier überhaupt um „lebenswertes“ Leben handelt. Bei uns und mit uns leben Menschen, die chronisch krank sind, Menschen mit großen seelischen Problemen. Und in all diesen Menschen sehen wir die Krone! Wir sehen nicht nur das Kreuz, sondern eben auch die Krone. Und deswegen können wir als Diakonie nie sagen: Dieses oder jenes Leben ist jetzt nicht mehr lebenswert, und deswegen haben wir quasi das Recht, ihm jetzt irgendwie das Leben zu nehmen oder zuzulassen, dass es ihm genommen wird. Nein: Auch dieser Mensch, auch der, der gar nichts mehr zu bringen hat, der gar nichts mehr leisten kann, ist für uns ein Ebenbild Gottes. Der Glanz Gottes liegt auf ihm und deswegen können wir in der Diakonie nach meiner Überzeugung nicht Herr über Leben und Tod spielen. Vielmehr wollen wir auch in diesem Menschen die Würde zum Leuchten bringen, die Gott ihm gegeben hat.

Für ein würdevolles Leben – und Sterben

Das ist unsere Aufgabe. Bei sterbenden Menschen heißt das, dass wir – was in den letzten Jahrzehnten Gott sei Dank auch weiterentwickelt wurde – ihnen die Möglichkeiten der Palliativmedizin zukommen lassen. Ein würdevolles Sterben, das ist unser Ziel. In einem Umfeld, in dem menschliche Nähe gespendet wird. Das Schlimmste ist ja die Einsamkeit. Seelsorge ermöglicht es Menschen, über ihre Ängste, über ihren Lebenswillen, aber auch über ihre Todessehnsucht zu sprechen. Beides ist oft miteinander verbunden und kippt manchmal von einem Moment auf den anderen.

Was heißt das jetzt konkret für unsere Frage der Beihilfe zur Selbsttötung? Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir in der Diakonie diejenigen sind, die den Becher bringen, den Becher mit Gift oder Natrium-

pentobarbital. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass wir in der Diakonie das quasi als Teil unserer Leistung anbieten, dass also zum Beispiel die Vermittlung eines Sterbehilfe-Vereins zum Leistungskatalog gehört. Wir müssen vielmehr deutlich machen, was mit dem Kronenkreuz verbunden ist: Wir wollen helfen, die Würde des Menschen in jeder Lebensphase zum Leuchten zu bringen. Für diese Zuwendung in der allerletzten Lebensphase braucht es Zeit. Zeit ist allerdings etwa in Pflegeheimen heute oft Mangelware, auch aufgrund des Personalmangels. Wir müssen daher offen sagen: In der Begleitung Sterbender werden wir als Diakonie leider unseren eigenen Maßstäben nicht immer gerecht. Deswegen setzen wir uns sehr dafür ein, dass bei der Finanzierung der Pflege auch die Zeit für eine gute Sterbebegleitung einberechnet wird. Aber auch als Kirche sind wir im Bereich der Altenheimseelsorge bisher nicht so aufgestellt, dass wir sagen könnten, wir sind wirklich zuverlässig seelsorgerlich bei den Menschen in ihrer letzten Lebensphase da, wenn es gewünscht wird. Eine große Aufgabe, die angepackt werden muss. Auch, damit wir glaubwürdig bleiben, wenn wir uns für ein würdevolles Sterben einsetzen.

Tagung unter Corona-Bedingungen: Michael Bammessel referierte bei der ABC-Tagung auf der Hensoltshöhe in Gunzenhausen.

Wir verschweigen unsere Werte nicht, aber nicht alle teilen unsere Werte

Jetzt ist aber noch ein anderer Aspekt zu berücksichtigen. Wir haben in der Diakonie ständig mit Menschen zu tun, die unser Bild vom Leben und vom Glauben nicht unbedingt teilen. Es gehört praktisch zur DNA der Diakonie, dass wir für alle Menschen da sind, auch wenn sie ein Lebensmodell verfolgen, das nicht unseren christlichen Maßstäben entspricht. Beispielsweise Prostituierte. Wir sind für sie da, genauso wie für Menschen, die auf Abwege geraten sind oder im Gefängnis sitzen. Die Diakonie sagt: Wir helfen dir, wenn du Hilfe brauchst, und nicht, weil du so bist wie wir dich gern hätten. Wir sind für Christen da, aber auch für Ungläubige, Muslime, Esoteriker oder Anhänger anderer Weltan-schauungen. Wir verschweigen unsere Werte nicht, wir reden vom Glauben – und immer wieder dürfen wir erleben, dass Menschen in der Seelsorge oder im Gottesdienst für sich entdecken, welcher Schatz im christlichen Bild des Lebens liegt. Aber wir sind trotzdem auch für die da, die davon gar nichts hören wollen, die mit Glaubensfragen in Ruhe gelassen werden wollen.

So sind wir eben auch für Menschen da, die vielleicht sagen: Ich habe mein Leben gelebt und bevor es jetzt schlimmer wird, bevor ich jetzt dement werde, mache ich lieber selber Schluss. Es ist kein Geheimnis: Wir haben Menschen in unseren Einrichtungen, die dazu in die Schweiz fahren und andere, die sich in den Einrichtungen das Leben zu nehmen versuchen – oft mit tragischen Folgen.

Man kann davor die Augen verschließen, sagen, dass so etwas bei uns nicht sein darf. Doch die Schwierigkeit beginnt schon mit der Frage, ob wir dem Arzt, der das todbringende Medikament in der Tasche hat, den Zutritt zum Haus verbieten können. Soll man etwa einem pflegebedürftigen und bettlägerigen Sterbewilligen sagen: wenn du diesen Wunsch verspürst, musst du unsere Einrichtung verlassen? Ich weiß von einem christliches Hospiz, das einen Patienten, um den man sich zuvor bestens gekümmert hatte, schwerkrank fortschickte. Weil man nicht zulassen wollte, dass er im Hospiz den Todesbecher zu sich nimmt. Er hat es dann anderswo getan – aber war es wirklich christlich, ihm in dieser Lage die Tür zu weisen?

Auch dem Sterbewilligen das Gebet nicht verweigern

Ich denke, die Lösung muss anders ausschauen. Wir müssen einerseits eine klare Haltung haben, zeigen, wofür wir stehen und was wir gemäß unserem Auftrag für die Menschen tun. Aber es gibt auch einen Punkt, wo wir dann respektieren, wenn Menschen für sich eine andere Entscheidung treffen. Wir kennen das zum Beispiel auch bei Suchtproblemen. Auch da können wir helfen, dass Menschen sich einschränken, können es aber doch nicht vollständig verwehren, wenn sie wieder zum Alkohol greifen. Wir weisen auch diesen Menschen nicht zurück und ziehen uns auch nicht von ihm zurück bzw. entziehen ihm unsere Begleitung. Ich möchte es zugespitzt sagen: Denken Sie sich etwa einen Menschen mit einer schweren Behinderung, ein Mensch, der lange gekämpft hat und dann sagt: Für mich ist der Kampf zu Ende. Und der dem Betreuer dann sagt: Es kommt jetzt gleich der Arzt, der mir den Becher bringt. Aber ich möchte gerne, dass Sie vorher noch mit mir beten. Dann würde ich ihm das nicht verweigern und ihm die Begleitung entziehen. Oder wenn ein alter Mensch eines Tages das Essen einstellt – auch eine Form des Suizids – dann bekommt er trotzdem in den letzten Wochen noch die Pflege und Zuwendung und Seelsorge. Wir werden ihn nicht gewaltsam zum Essen zwingen, sondern ihn trotzdem begleiten. Denn: Wir begleiten Menschen auch dann, wenn sie eine Entscheidung treffen, die nicht unsere ist.

Ich möchte aber noch einen Schritt weitergehen. Auch unter gläubigen Christen gibt es keine völlig einheitliche Haltung, ob eine Selbsttötung unter allen Umständen ausgeschlossen ist. Einerseits haben viele von uns mit dem Gesangbuch gelernt, dass wir unser Leben aus Gottes Hand nehmen und damit auch unseren Tod aus Gottes Hand nehmen. Etwa, wenn es heißt: „Soll ich hier noch länger leben, will ich ihm nicht widerstreben.“ Oder denken wir an den alten Spruch „Das Herz steht still, wenn Gott es will.“ Das ist die christliche Grundhaltung, die wir auch in vielen Zeugnissen des Glaubens wiederfinden und die auch meine ist.

Andererseits aber müssen wir hinnehmen und beachten, dass es auch Menschen gibt, die sich als tief Gläubige trotzdem das Leben genommen haben. Denken wir an Jochen Klepper, der als er nach vielen Verhandlungen keinen Weg mehr sah, um seine Frau, die Jüdin war, und seine Tochter vor dem KZ zu bewahren, sich entschied, sich zusammen mit Frau und Tochter das Leben zu nehmen. Er hat einen letzten Tagebucheintrag geschrieben, aus dem hervorgeht, dass er das im Blick auf Christus tat: „Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des segnenden Christus, der um uns ringt."

Nicht richten – das gilt auch in dieser Debatte

Zugegeben: Das war eine Extremsituation, aber ich denke, wir müssen ein Stück innerlich zurücktreten und sagen, dass uns hier kein Urteil zusteht. Für mich spielt ein Paulus-Wort aus dem Römer-Brief eine wichtige Rolle (Römer 14,7-8): „Keiner von uns lebt sich selber und keiner von uns stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn. Sterben wir, so sterben wir dem Herrn." Das ist unser christliches Gegenbild zur vielbeschworenen „Selbstbestimmung". Wir leben nicht für uns, wir leben für Christus und wir leben natürlich auch für die Menschen, die unser Leben teilen und uns begleiten. Wir sind Beziehungswesen, vor allem in unserer Beziehung zu Christus. Aber interessant ist, dass Paulus unmittelbar nach diesem Vers eine andere Thematik anspricht: „Du aber, was richtest du deinen Bruder oder du, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor den Richterstuhl Christi Gottes gestellt werden." Auch wenn es hier um ein anderes Thema geht, ermahnt uns Paulus dazu, auch in diesen letzten Entscheidungen, wo es um unser Leben und Sterben geht, uns jetzt nicht auf den Richterstuhl zu setzen und über andere zu urteilen.

Das ist mein Weg, der Weg, den ich versuche in der Diakonie zu vertreten. Wir stehen ganz klar für etwas. Wir stehen für ein bestimmtes Bild vom Leben und vom Sterben. Wir stehen dafür, im Leiden zu Gott aufblicken und daran glauben, dass er die Herrlichkeit für uns bereitet. Wir stehen dafür, dass in seinen Augen jede Minute unseres Lebens lebenswert ist und wir die Stunde unseres Heimgangs ihm überlassen können. Aber es wird immer Menschen geben, auch in unseren Einrichtungen, die – vielleicht ebenso aus dem Glauben heraus – für sich eine andere Entscheidung treffen. Und dann verdienen sie auch unseren Respekt und unsere Begleitung. ■

Michael Bammessel *ist Präsident des Diakonischen Werks Bayern.*
Der Beitrag ist eine bearbeitete Fassung seines Vortrags zum Thema vom 26. Juni 2021 in Gunzenhausen. Der Duktus der freien Rede ist weitgehend beibehalten worden.

Selbstbestimmung, Leben, Gott

Von Prof. Dr. Ralf Frisch

Selbstbestimmung, Leben und Gott – mit diesem Dreiklang will ich die Debatte um den „assistierten Suizid" aus der Perspektive der Systematischen Theologie ergänzen. Die Systematischen Theologen, also die Dogmatiker und Ethiker, sind salopp gesagt die Kfz-Mechaniker der Theologie: Sie legen alles tiefer. Soll heißen: sie reduzieren die Dinge aufs Grundsätzliche und rücken sie in das Licht, das aus der Höhe und aus der Tiefe auf sie scheint.

Selbstbestimmung

Der Begriff Selbstbestimmung ist zentral für das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum assistierten Suizid. Ich halte es für verheerend, dass das Verständnis von Selbstbestimmung dabei so ausgeweitet wird, dass die Selbstbestimmung vor der eigenen Selbstvernichtung nicht geschützt wird, dass also Selbstbestimmung und Menschenwürde gewissermaßen identisch sind. Bedeutende Verfassungsjuristen der Vergangenheit haben demgegenüber immer wieder von einem Palladium gesprochen, einem schützenden Mantel, den höchstrichterliche Instanzen um die Selbstbestimmung legen sollten, um das Individuum zu schützen. Doch dieses Palladium, dieser schützende Mantel, wurde durch das Verfassungsgerichtsurteil zum assistierten Suizid gewissermaßen weggezogen, so dass nur noch die nackte Selbstbestimmung übrigbleibt, die also zur letzten und einzigen Instanz im Blick auf das eigene Leben wird. Ich glaube, dass dieses irrige Urteil allerdings bezeichnend ist für eine Gegenwart, die den Einzelnen und sein Bedürfnis nach Selbstverwirklichung zum Maß aller Dinge macht.

Ich vermute, für die meisten von uns gilt, dass wir in keiner Gesellschaft leben möchten, in der wir gezwungen werden, moralistisch, normativ, gesetzlich, kirchlich und religiös für Überzeugungen zu stehen oder Dinge tun zu müssen, die wir nicht wollen. Ich bin sehr froh, in einer liberalen Gesellschaft zu leben – idealerweise sogar mit der Freiheit zu einer „Exit-Strategie", die man dann doch nicht in Anspruch nimmt. Nach dem Motto: „Wenn ich gar nicht mehr will und nicht mehr kann, dann lasse ich mir vielleicht doch einen Termin in der Schweiz geben." Ich kenne jemanden, der diesen Termin immer wieder neu ausmacht und immer wieder absagt und sich denkt: „Ich fahr da wahrscheinlich nie hin, aber für mich ist es wichtig, dass ich die Möglichkeit hätte, wenn ich es wollte." Wenn es nur immer so ausginge! Dann wäre ich mit der Idee des assistierten Suizids als nie genutzten Fluchtwegs einigermaßen im Reinen.

Für mich ist die Frage im Blick auf das Thema, wie wir die Balance zwischen einer guten Selbstbestimmung und einem Paternalismus im besten Sinn des Wortes finden – einem Paternalismus, der nicht moralistisch mit dem erhobenen Zeigefinger auftritt. Eigentlich sollten wir als Christen für einen guten Paternalismus

stehen, der weiß und bekennt, dass unser Leben eben nicht in unseren eigenen Händen liegt, sondern in der Hand Gottes, also in den Händen des Vaters. „Vater unser im Himmel“. So beten wir – und dieses Gebet ist Ausdruck eines Paternalismus im besten christlichen Sinn. Christliches Leben ist gewissermaßen der lebenslange Versuch, die eigene Selbstbestimmung in die Hände Gottes zu legen und mit diesem Gott, aber auch mit dem eigenen Selbst und der eigenen Selbstbestimmung immer wieder zu ringen.

In der von Isolde Karle, Reiner Anselm und Ulrich Lilie durch einen Beitrag in der FAZ angestoßenen Debatte, wie die Diakonie mit dieser Thematik umgehen soll, haben mir vor diesem Hintergrund entscheidende Aspekte gefehlt. Wir können uns als Kirche und als Diakonie nicht auf die Seite einer Selbstbestimmung stellen, die sich selbst am Ende vernichtet. Ich habe das Gefühl, dass die Schattenseite der Selbstbestimmung weder im Verfassungsgerichtsurteil noch im erwähnten FAZ-Text wirklich thematisiert wurde. Aber können Christen den Begriff der Selbstbestimmung in dem Sinn, wie ihn das Verfassungsgerichtsurteil versteht, wirklich zur Norm machen? Müssen wir als Christen neben dem bisher gegen die Selbstbestimmung Eingewandten nicht auch fragen, ob es eine frei verantwortliche Selbstbestimmung in dieser Absolutheit überhaupt gibt? Gibt es wirklich irgendeinen Menschen, der frei, selbstbestimmt, autonom, reflektiert, seinem Leben ein Ende macht, ohne verzweifelt, getrieben, besessen zu sein und sich in einer fürchterlichen Ausweglosigkeit zu befinden?

So sehr ich in einer Kultur der Freiheit leben möchte, so sehr halte ich die Idealisierung, ja Verabsolutierung der Selbstbestimmung für einen verheerenden Ansatz. Gerade auch aus christlicher Sicht ist die Selbstbestimmung ein höchst ambivalentes Phänomen. Es ist die Selbstbestimmung, die dem Menschen den Garten Eden verwehrt. Und es ist auch die Selbstbestimmung, die – wenn ich das einmal so deutlich sagen darf – Christus ans Kreuz bringt. Die Selbstbestimmung ist nie nur Segen. Sie ist Segen und Fluch zugleich. Und ich glaube, jeder Mensch, der sich das Leben nehmen will, weiß instinktiv um die tiefe Ambivalenz, um die Tragik und den Fluch dieser sogenannten Selbstbestimmung.

Leben

So sehr ich vor einer Verabsolutierung der Selbstbestimmung warne, so sehr möchte ich aus christlicher Perspektive auch die Verabsolutierung des Lebensschutzes hinterfragen – und zwar gerade vor dem Hintergrund der Corona-Krise. Im Mittelpunkt vieler kirchlicher Äußerungen zu Corona steht die Aufforderung: „Passt auf euch auf! Passt aufeinander auf! Folgt der Goldenen Regel!“ Das ist alles nicht falsch. Wenn das jedoch alles wäre, was wir als Christen zu sagen haben, wenn also der Lebensschutz das Letzte und Entscheidende wäre, dann hätten wir etwas Wesentliches oder vielmehr *das* Wesentliche übersehen.

Aber wir müssen aus christlicher Sicht natürlich in ein Verhältnis bringen, dass dieses Leben uns anvertraut hat. Ich riskiere an dieser Stelle einen riskanten Satz und sage, dass es womöglich nicht nur ein Recht, sondern vielleicht sogar eine *Pflicht* zu leben gibt. Es gibt eine Pflicht zu leben und von der Verwirklichung des Selbsttötungswunsches abzusehen, weil wir nicht nur für uns selbst, sondern auch für Andere leben, die uns anvertraut sind, die sich uns anvertrauen und denen wir uns anvertrauen – und denen wir daher eine Selbsttötung nicht antun wollen können. Und vielleicht können wir sie auch den Menschen in der Diakonie nicht antun, die uns den Schierlingsbecher reichen sollen.

Ich möchte an das Schicksal von Jochen Klepper erinnern, der angesichts seines bevorstehenden Suizids davon spricht, dass Christus um ihn ringt. Aber nicht nur Christus ringt um das Leben von Jochen Klepper und seiner Familie, sondern Klepper ringt um sein eigenes Ende und sein eigenes Leben. Er geht nicht einfach davon aus, dass er Gott mit seinem Tod automatisch näher ist und dass Gott selbstverständlich mit diesem Suizid einverstanden ist. Er ringt. Wir haben als Kirche sogenannte Selbstmörder jahrhundertelang nicht beerdigt – wegen der Vorstellung, es handle sich um eine schwere Sünde, was man also auch über den Tod hinaus durch die Begräbnisverweigerung noch irgendwie deutlich machen müsse. Jetzt aber kippen wir das Kind mit dem Bade aus und vermitteln das genaue Gegenteil: dass nämlich Suizid keine Sünde sein könne und dass man bei Gott immer angenommen werde, weil Gott uns ohnehin alle liebt, mit unserer Selbstbestimmung eh einverstanden ist und uns am Ende gnädig bei sich aufnimmt. Ich will jetzt keineswegs eine neue Drohkulisse aufbauen. Das liegt mir fern. Aber können wir uns denn so sicher sein, dass wir wissen, was aus der Perspektive Gottes gut ist? Könnte es sein, dass wir Gott zu sehr verniedlichen und zum Erfüllungsgehilfen unserer Selbstbestimmung gemacht haben? Zu jemandem, der alles absegnet, was wir für gut befinden?

Gott

Doch seltsamerweise spielt die Frage nach Gott in der Debatte um den assistierten Suizid kaum eine Rolle – auch nicht in den meisten Texten der Theologinnen und Theologen. Es wird – auch dort, wo man sich gegen den professionellen assistierten Suizid positioniert – von der unverfügbaren Gabe des Lebens und der Menschenwürde gesprochen. Aber ist das tatsächlich alles? Würde die Situation des Sterbenwollens nicht in einem ganz anderen Licht erscheinen, wenn wir den Namen Gottes in den Mund nehmen und gerade in einer durch und durch säkularen Welt selbstbewusst zur Sprache bringen?

Was passiert, wenn der oder die Sterbenwollende nicht nur auf die Menschen trifft, die zu ihm gehören, und auf die Menschen, die medizinisch, therapeutisch seelsorgerlich für ihn oder sie da sind? Was passiert, wenn zusätzlich zu all diesen Akteuren auch noch Christus, also der lebendige Gott, als Akteur in diesen Kontext eintritt? Was verändert sich? Ich wage zu sagen: Alles verändert sich! Wenn Gott zur Sprache kommt und in diesen Raum der Verzweiflung eintritt, in den Raum der Hinfälligkeit, der Grenzsituation, dann verändert sich insofern alles, als ich auf einmal auch noch in einer ganz anderen Beziehung zu stehen komme. Ich kann nicht sagen, was das für den Einzelnen zu bedeuten hat. Vielleicht gibt es in der Tat dann auch denjenigen, der sich im Wissen und im Glauben um die offenen Arme Gottes das Leben nimmt, weil er spürt, dass Christus auch in dieser Extremsituation für ihn da ist. Aber vielleicht gibt es auch Andere, die genau deshalb diesen Schritt nicht gehen, sondern das Leid aushalten – im Glauben, dass Christus auch im Leid da ist und das es irgendwie nicht recht ist, sich das Leben zu nehmen.

Mir ist bewusst: Damit betreten wir ein hoch individuelles, intimes, persönliches Terrain. Aber zugleich wird deutlich: Wir reduzieren die Debatte nicht auf Moralismus und Ethik. Und wir müssen alles tun, um der Versuchung zu entrinnen, dass wir uns als Christen mit dem Suizid als einer vom Mainstream erwarteten Lösung anfreunden. Denn das muss uns ja auch klar sein: In dem Moment, wo gesellschaftliche Erwartungen dominieren, kann von Selbstbestimmung ja eigentlich nicht mehr die Rede sein. Denn was heißt Selbstbestimmung, wenn sie letztlich nur das Einverständnis mit einem vom Zeitgeist und anderen Normativitäten des Faktischen erwarteten Denkens, Glaubens und Verhaltens, also letztlich Fremdbestimmung ist? Und was bedeutet das Wort „Gott“ eigentlich noch, wenn am Ende die Selbstbestimmung diktiert, wie Gott zu sein und wie er nicht zu sein hat?

Fazit

Als Christen muss es uns am Herzen liegen, dass kein Mensch, der sich das Leben nehmen will, allein und von allen guten Geistern verlassen ist. Wir sollten unbeirrbar dafür stehen, dass Christus mit uns in die tiefsten Tiefen des Lebens hineingeht, aber dass er sich uns auch heilsam in den Weg stellt, wo wir womöglich vor uns selbst geschützt werden sollten. Ich gebe inmitten aller Säkularisierung der Kirche und der Welt jedenfalls die Überzeugung nicht auf, dass die Erinnerung an Gottes wirkmächtige Gegenwart am Ende den entscheidenden Unterschied macht. ■

*Die Beiträge von **Uwe Heimowski**, **Michael Bammessel** und **Ralf Frisch** bei der ABC-Tagung „Assistierter Suizid – mit kirchlichem Segen?“ sind auf der Homepage des Geistlichen Zentrums der Stiftung Hensoltshöhe nachzuhören – unter: www.geistliches-zentrum-hensoltshoehe.de (Unter: Gottesdienst / Predigten und Vorträge zum Nachhören)*

Mitgliederschwund und theologische Verwirrung – Wie kommt die Evangelische Kirche aus der Krise?

Von Prof. Dr. Rolf Hille

Der Zeitgeist weht der Kirche nicht mehr ins Gesicht, sondern er weht an ihr vorbei. Die Großkirchen in Deutschland befinden sich im Sinkflug. Das christliche Erbe scheint zu verdunsten, d. h. die Kirche mit ihrer Botschaft verdämmert. Was sich seit der europäischen Aufklärung im 18. Jahrhundert zunehmend massiv durchsetzt, scheint in ein historisches Endstadium zu kommen.

Freilich: Angesichts der vielen Krisen unserer Zeit – ich erinnere an die Bankenkrise, die Eurokrise, die Migrationskrise, die Klimakrise und schließlich die Coronakrise – wird die Kirchenkrise kaum wahrgenommen, und sie scheint auch nur wenige zu beunruhigen. Nachdem im christlichen Abendland die Kirchen politisch und kulturell bestimmend und prägend waren, löst sich ihr Einfluss zunehmend auf. Die Minderheitskirchen werden als nicht systemrelevant wahrgenommen. Die Geschichte der konstantinischen Reichskirche ist nach einer Phase von mehr als 1200 Jahren an ihr Ende gekommen. Viele haben nicht mehr die Hoffnung, dass es besser werden könnte, sondern man stemmt sich nur noch gegen den Verlust an Bedeutung in der Erwartung, dass es hoffentlich nicht noch schlechter wird.

Wir erleben einen schnellen und radikalen Mitgliederschwund. Dieser ist nicht nur durch die sinkende Bevölkerungszahl ausgelöst, sondern ganz wesentlich durch die Kirchenaustritte. So treten z. B. mehr als die Hälfte eines Konfirmationsjahrgangs in den folgenden zehn Jahren aus der Kirche aus. Es ist eben nicht mehr selbstverständlich, dass die Elterngeneration ihre Kirchenmitgliedschaft gewissermaßen an die Generation ihrer Kinder vererbt.

> Legen wir die schwere Sauls-Rüstung ab.

Der für Volkskirche wesentliche flächendeckende Versorgungsmechanismus durch eine pastorale Versorgung lässt sich nicht mehr durchhalten. Es muss ein Ruck durch die Volkskirche gehen. Wir müssen die Sauls-Rüstung des volkskirchlichen Erbes ablegen, wie einst David die ihm zu große und schwere Rüstung des Saul abgelegt hat (1. Samuel 17,38f). Meines Erachtens ist die einzig zukunftsfähige Vorwärtsstrategie die, dass die Kirchen solange sie noch traditionelle Privilegien der volkskirchlichen Strukturen haben, diese Übergangszeit nutzen, um sich in Freiwilligkeitskirchen zu wandeln. Es wäre töricht zu hoffen, es könne immer so weiter gehen. Wir müssen vom Beamtendenken und der Versorgungsmentalität weg kommen hin zu einer vom Pioniergeist erfüllten Kirche.

> Nutzen wir die Übergangszeit, uns in Freiwilligkeitskirchen zu wandeln.

Der ökumenische Kirchentag in Frankfurt im Mai 2021 hat durch seine einseitige Botschaft den Eindruck erweckt, als sei die Kirche der religiöse Arm der rot-grünen Bewegung. Sozialpolitische Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung waren Brennpunkte der Selbstdarstellung der Kirche in der Mainmetropole (wobei vieles wegen Corona rein virtuell stattfand). In der breiten Öffentlichkeit mutieren die Kirchen von christlichen Bekenntniskirchen hin zu einer Zivilreligion. Damit geben sie ihr Profil und ihren Anspruch auf, als Kirche der säkularen Gesellschaft gegenüberzutreten.

Die Kirchenkrise als Chance zur Erneuerung und inneren Wandlung.

Die Kirchenkrise ist jedoch geistlich betrachtet eine Chance zur Erneuerung und inneren Wandlung. Die Schwäche, die Kirchenleitungen und Pfarrerschaft so viele Probleme bereitet, kann als Hinweis darauf verstanden werden, dass Gott das Schwache zur Erreichung seiner Ziele gebraucht. Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig und er benutzt seine Gemeinde als einen Schatz in irdenen Gefäßen. Die Verheißung von Jesus Christus besteht, dass „die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden“ (Matthäus 16,18). Das darf nicht als institutionelle Bestandsgarantie verstanden werden, sondern als eine göttliche Verheißung, dass der Herr gerade in der Schwachheit und im Niedergang Neues schaffen kann und will. Dafür möchte ich einige Beispiele aus der Geschichte der Kirche nennen.

Das Urchristentum und die frühe Kirche standen von Anfang an unter der Bedrohung staatlicher Gewalt, sowohl von jüdischer Seite aus als auch später von römischer Seite. Die Kirche war durch Verfolgungen bedroht, so dass man der jüdischen Sekte der Christen keine Chance gab. Und doch kam es im 4. Jahrhundert zu einer radikalen Kehre, in der Gott der abendländischen Kirche über einen langen Zeitraum die Möglichkeit gab, prägend in Europa zu wirken, Mission zu treiben und das geistliche Leben zu bestimmen.

Als die römisch-katholische Kirche im Spätmittelalter immer mehr in den Sog des Verfalls geriet und sich theologisch weit von der Botschaft Jesu entfernte, schenkte Gott durch die Reformation eine gesamteuropäische Bewegung zur Erneuerung aus der Kraft und Freude des Evangeliums.

Als sich im 18. Jahrhundert die Aufklärung durchsetzte, auch mit sehr starken Impulsen der Religions- und Kirchenkritik, brachen mit dem Pietismus und den Erweckungsbewegungen im 18. und 19. Jahrhundert neue Kräfte auf. Durch die Missionsbewegung wurde gleichzeitig der Samen ausgestreut für die blühenden und schnell wachsenden Kirchen in Afrika, Asien und Lateinamerika.

Dass traditionelle Kirchen in der westlichen Welt, also Europa und Nordamerika, in die Krise hineingeraten sind, vermittelt nur ein sehr fragmentarisches Bild von dem, was in der weltweiten Christenheit geschieht, in der die Dynamik des Heiligen Geistes zu spüren ist. In der weltweiten Christenheit erwächst aus den erwecklichen jungen Kirchen längst ein eigenständiges und bibelorientiertes Christentum.

Vertrauen wir doch dem Wirken Gottes in seiner Kirche.

Was im Großen gilt, soll uns Anregung und Ansporn sein, die Chancen auch in unseren westlichen Kirchen zu nutzen. Gott wird bis zur Wiederkunft Jesu Christi seine Verheißungen einlösen. Das hat er in der Geschichte an Israel und der Kirche bewiesen. Die Kraft und das Geheimnis der Kirche besteht darin, dass in ihr der dreieinige Gott gegenwärtig und wirksam ist.

Verheißungsorientiert leben – nicht problemorientiert.

Wir haben allen Grund, mit dem Evangelium bestehende Grenzen zu überschreiten und statt problemorientiert verheißungsorientiert zu glauben und zu denken. Wir müssen nur mutig beginnen, das was Petrus beschreibt (1. Petrus 1,1), für unsere Situation anzunehmen, nämlich dass wir „Fremdlinge sind, die verstreut wohnen“ (also sich in der Diaspora als Minderheit befinden). Es geht nicht in erster Linie um die Quantität, sondern um die Qualität. Das heißt zum Beispiel konkret, dass es kein Ziel ist, zehn Kindergärten in kirchlicher Trägerschaft zu betreiben, wenn wir nicht die Chance und vor allem die Mitarbeiter haben, die diese Kindertagesstätten vom Evangelium her prägen. Wir haben allen Grund, uns über das zu freuen und über das zu staunen, was beispielhaft gelingt. Der Glaube ist eine feste Überzeugung und darf sich nicht in Konvention auflösen. Philipp Jacob Spener, der bedeutende Pionier des Pietismus, hat seine Theologie und sein Wirken unter dem Stichwort „Hoffnung besserer Zeiten“ zusammengefasst.

Wenn wir mutig und von missionarischer Begeisterung durchdrungen sind, dann können wir dem Abgleiten von Kirchenleitern und Theologen mit der Botschaft des Evangeliums entgegentreten, denn der Mensch ist ein „hoffnungslos religiöses Wesen“. Es braucht die Gewissheit ethischer Orientierung. Menschen brauchen Halt und Trost in der Bindung an den lebendigen Gott. Nur so können sie den Krisen des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens entgegentreten. Der Glaube bietet feste Überzeugungen und löst sich nicht im Treibsand von Konventionen auf.

Jesus spricht im Blick auf die Zukunft seines Reiches von einem großen Fest, das Gott ausrichten wird. „Gott lädt uns ein zu seinem Fest! Lasst uns geh‘n.“ Durch das Wort der Heiligen Schrift und das Gebet bekommen wir Anteil an seinem Reich und werden zu Erben seiner Verheißung. ■

Professor Dr. Rolf Hille *war Vorsitzender der Deutschen Evangelischen Allianz.*
Der Beitrag ist eine bearbeitete Fassung seines Vortrags beim Christustag 2021 in Lohr am Main.

Mit Jesus durch die Gemeindekrise

Predigt zu Johannes 6,60-69

Von Dekan Till Roth

Beobachtungen zur heutigen Kirchenkrise

„Mit Jesus durch die Krise“ – so lautet das Motto des Christustages 2021. Es knüpft an die Corona-Krise an, durch die wir alle gehen. „Mit Jesus“ durch Krisen gehen – das beinhaltet unausgesprochen, dass wer im Glauben an den dreieinigen Gott lebt besser durch Krisen kommt. Oder es deutet zumindest die Einladung an, es sozusagen auszuprobieren, ob es einen Unterschied macht, wenn wir mit Gott – oder besser: wenn *Gott mit uns* durch Krisen geht.

Doch scheint der christliche Glaube selbst in einer Krise zu stecken. Kann man sich denn auf etwas verlassen, das selbst unsicher geworden ist? Oder sprechen wir nicht vom selben? Kann man den Glauben als solchen von der Krise der Kirche trennen? Genügt es darauf hinzuweisen, dass die christliche Kirche in anderen Erdteilen wächst? Kann es sein, dass der Glaube der Christen dort anders ist, „gesünder“ als bei uns, so dass die Kirche dort wächst, bei uns aber schrumpft?

„Mit Jesus durch die Gemeindekrise“ ist unser Thema. Wir meinen dabei nicht die Ortsgemeinde – vor Ort sieht es durchaus unterschiedlich aus – sondern die Kirche im Großen: die christlichen Kirchen in Deutschland. Es ist auch das Anliegen des Arbeitskreises Bekennender Christen, die kirchliche Lage im Ganzen zu betrachten, also über den Tellerrand des Gemeindelebens vor Ort hinauszuschauen – wie jemand, der etwa in der Landessynode Verantwortung trägt.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte ich anlässlich unserer Dekanatssynode von Stellenkürzungen, vom Aufgeben kirchlicher Gebäude, von Mitgliederschwund und Personalmangel zu sprechen. Eine florierende Entwicklung gibt es in unserer Kirche schon seit vielen Jahren nicht mehr. Allein die Kirchensteuereinnahmen sprudelten. 1950 gab es in Deutschland 42 Millionen evangelisch Getaufte; heute sind es halb so viele. Und eine Studie prognostiziert eine weitere Halbierung bis 2060. In Kürze wird der Anteil der Christen an der Gesamtbevölkerung unter 50% sinken.

Aber das sind Symptome. Schauen wir auf das Teilnahmeverhalten und auf die Glaubensüberzeugungen der Kirchenmitglieder, dann wird die Krise vollends offenbar. Nur von einem kleinen Teil wird der Empfang des heiligen Abendmahls geschätzt. Konfirmanden bringen leider zum großen Teil erschreckend wenig Vorwissen über die Bibel und den Glauben mit. Bei Trauergesprächen traue ich mich manchmal gar nicht zu fragen: ‚Und wie stand der Verstorbene zum Glauben und zur Kirche?‘

Wenn wir auf den inhaltlichen Glaubensbestand bei den Pfarrerinnen und Pfarrern, bei anderen kirchlichen Berufsgruppen und bei den theologischen Lehrern und Ausbildern schauen, dann treffen wir – vorsichtig gesagt – ein verwirrend uneinheitliches Bild an.

Wie Jesus mit einer Krise umging

Nun erlebte auch Jesus selbst eine handfeste „Gemeindekrise“ – Ausleger sprechen von der „galiläischen Krise“ unter Bezug auf den Text in Johannes 6. Viele seiner eigenen Jünger nahmen Anstoß an dem, was er lehrte. Sie murrten. Es gab deutliche Kritik von der „Kirchenbasis“: „Das ist zu hart!“ „Das kann sich ja keiner anhören!“ „Unzumutbar!“

Worum ging es? Kapitel 5 und 6 des Johannesevangeliums überliefern religiöse Streitgespräche, bei denen es zur Sache ging. Wie sollen wir von Gott denken? Wie finden wir ihn? Wer ist Jesus? Und der scheute sich nicht, offen zu sagen: *„Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist … Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am Jüngsten Tage auferwecken.“* (6,51a.54) Offensichtlich hatten viele seiner Nachfolger keinen Zugang zu diesen Aussagen. Sie verstanden es nicht oder fanden, dass es – soweit sie es verstanden – sogar im Widerspruch zu ihrer Auffassung stand.

Es mag sein, dass vielen heute Jesu Ausspruch „Ich bin das Brot des Lebens“ irgendwie geläufig ist. Trotzdem: Es gibt bei vielen Kirchenmitgliedern und bis in die Theologie hinein weitreichende Zweifel an der Bedeutung Jesu. Man müsse das übersetzen, so heißt es oft. Man müsse es den heutigen Verstehensmöglichkeiten zugänglich machen. Dabei übersieht man, dass Jesu Anspruch auch die Verstehensmöglichkeiten der Damaligen überstieg. Und darum lenkt Jesus an dieser Stelle auch nicht ab. Er lenkt auch nicht kompromissbereit ein, sondern lässt die Krise sozusagen richtig zum Vorschein kommen. Übernimmt man das griechische Wort ins Deutsche, kann man wiedergeben: „Ist das skandalös für euch?“ Der Apostel Paulus lässt es später wieder anklingen, wenn er das Unverständnis, auf das er bei vielen seiner Hörer bei der Evangeliumsverkündigung traf, so deutete: „Wir predigen Christus als den Gekreuzigten – das ist für Juden skandalös und für Nichtjuden dummes Zeug.“ – 1. Korinther 1,23 in eigener Übersetzung)

Wir können von Jesus lernen, wie er es aushält, wenn sich Unverständnis regt. Er hebt das Verstehensproblem nicht auf, indem er seine Botschaft an den Verstehensrahmen seiner Hörer anpasst. Er lässt das Ärgernis stehen und steigert es an dieser Stelle sogar noch: *„Was sagt ihr erst, wenn ihr mich werdet auffahren sehen dahin, wo ich zuvor war?“* (V.62) Man könnte sagen: Jesus führt erst recht in die Krise hinein und zeigt uns in ihr den „wunden Punkt“, die Weggabelung, an der sich für uns die Sache in Wahrheit scheidet.

„Der Geist ist’s, der lebendig macht; das Fleisch ist nichts nütze.“ (V.63a) Mit anderen Worten meint Jesus: Es gibt kein einfaches Verstehen. Wir Menschen haben mit den Mitteln unseres Verstandes keinen Zugang zu den Wahrheiten über Jesus Christus, über seine ewige Sohnschaft, die Erlösung durch sein Leiden und Sterben, seine Himmelfahrt und seine Wiederkunft.

„Das Fleisch“ – das sind unsere natürlichen menschlichen Möglichkeiten – *„nützt hier gar nichts“*. Wir brauchen Gottes Geist, um zu verstehen, wer Jesus ist, und um an ihn glauben zu können. *„Meine Worte sind Geist und Leben.“* (V.63b) Das heißt: Wenn wir auf Jesus hören, obwohl (!) wir daran Anstoß nehmen, geben seine Worte den Geist, der nützlich und nötig ist; ja, sie geben sogar das Leben mit Gott.

Es ist ein Paradox, das wir nicht auflösen können: Wir verstehen seine Worte schwer – und trotzdem sind sie lebensnotwenig für uns. Wir nehmen Anstoß am Inhalt seiner Reden – und doch vermitteln sie den Geist Gottes, den wir zum Glauben brauchen. Das bedeutet nichts anderes als dass wir auf ein Wunder angewiesen sind: Wir sind ganz abhängig vom Wirken Gottes. Glauben und Erkennen wird uns gegeben. Wenn es uns aber gegeben wird, sollen wir es *empfangen*. Wenn wir es aber empfangen müssen, sollen wir darum bitten. Wenn wir aber darum *bitten* müssen, sollen wir uns zuvor *eingestehen*, dass wir es nicht selbst erreichen können. Auch die Hochbegabtesten kommen nicht aus eigener Kraft zum Glauben und Verstehen.

Jesus bringt durch die Krise ans Licht, woran wir hängen

Das ist demütigend für uns. Oder man könnte auch sagen enttäuschend. Wir werden eine Täuschung los, was aber verkraftet werden will. Und so geschah es, dass *„sich viele seiner Jünger von da an abwandten und nicht mehr mit ihm gingen“* (V.66).

Sieh an: Dramatischer Mitgliederschwund im Jüngerkreis Jesu. Das erlebte Jesus selbst. Es muss doch interessieren und wegweisend sein, wie Jesus darauf reagierte. Die hohen Kirchenaustrittszahlen unserer Tage sind ernüchternd. 2019 haben sie einen historischen Höchststand erreicht. Liegt es am Erscheinungsbild der Kirche? An fehlenden Reformen? An schlechten Gottesdiensten? Gehen wir zu wenig auf die Menschen zu? Ist unsere Botschaft zu langweilig, zu kompliziert, zu lebensfremd?

Jesus bekam zu hören: „Du sprichst zu hart. Was du sagst, ist unerträglich! Eine Zumutung!“ Und viele wandten sich ab, die bislang recht aufgeschlossen zugehört hatten. Eigentlich würde ich erwarten, dass Jesus sich umgehend um sie bemüht. Sollte er vielleicht nochmals über seine Wortwahl nachdenken?! Täte ihm möglicherweise eine Supervision gut, um zu reflektieren, ob er einfühlsam genug ist? Sollte er ihnen nicht zumindest nachrufen: „Moment mal, geht nicht so schnell, lasst uns nochmal drüber reden, wo ihr nicht klarkommt“?

Ich finde es bedenkenswert, dass Jesus all das nicht für notwendig hält. Im Gegenteil. Er lässt seine Jünger ziehen, so wie im Gleichnis der Vater seinen jüngeren Sohn von zuhause fortgehen lässt, und schaut nun den Zwölfen, die er sich erwählt hat, direkt ins Gesicht: *„Wollt ihr auch weggehen?“* (V.67) Mich überwältigt diese Gelassenheit Jesu – und sie überzeugt mich. Im Glauben gibt es keinen Zwang und kein Überreden. **Jesu Worte sind Geist und Leben – größere Mittel zur Überwindung von Glaubenskrisen gibt es nicht. Und ebenfalls nicht für Gemeinde- und Kirchenkrisen.**

Mit dem Risiko weiterer Schrumpfung im Jüngerkreis leitet Jesus zum mündigen Bekennen an. In seiner Frage *„Wollt ihr auch weggehen?“* steckt ja auch drin: „Was hält euch denn bei mir?“ – *„Warum* geht *ihr* nicht weg? Was ist euer Glaubensbekenntnis?“ Diese Frage stellt sich auch heute. Auch in unserer Kirchenkrise. Und keiner kann in dieser Frage für den andern einstehen und antworten.

Es bewegt sich viel – damals und heute. Es war und ist im Umkreis Jesu ein Kommen und ein Gehen. Jeder darf zuhören – solange er will. Darf sich eine eigene Meinung bilden. Darf sich anrühren und treffen lassen von den Worten Jesus, die Geist und Leben sind für die, die sich ganz öffnen und die Stimme der Wahrheit erkennen. Und man darf weggehen. Und in aller Bewegung und Veränderung stellt sich für jeden von uns die Frage: Was glaubst du? Wovon bist du überzeugt? Statistiken über Zuwächse und Abnahmen da und dort sind eigentlich nicht so interessant, sondern vielmehr, welche Antwort jeder von uns persönlich findet.

Die Antwort von Petrus lautete: *„Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes.“* (V.68f.) Wahrscheinlich konnte Petrus damals noch nicht in der Tiefe fassen, wer Jesus ist. Aber er konnte bestätigen, dass seine Worte Geist und Leben sind. Das erfuhr er an sich. Das konnte er bekennen. Und so war für ihn klar: Ich bleibe bei ihm. Ich lasse mich weiter auf seine Worte ein.

Ich denke, das gilt auch für die Kirche insgesamt. Vieles mag in der Gemeindekrise wegbrechen und verloren gehen, aber wenn uns als Kirche klar ist, dass wir vor allem bei Jesus Christus bleiben und weiter von ihm lernen wollen, dann wird es mit Ihm durch die Krise in Seine Zukunft gehen. ■

Der ABC-Vorsitzende Till Roth hielt diese Predigt beim Christustag 2021 in Lohr am Main.

„offen.bar“ ist am Start

Von Andreas Späth

Endlich ist es soweit: offen.bar ist an den Start gegangen. offen.bar ist eine bibeltreue Mediathek mit Videos, Podcasts und Manuskript-Download, die Vorträge Gespräche und Interviews zu brennenden Fragen des christlichen Glaubens veröffentlicht.

Nachdem es im Internet seit geraumer Zeit auch sehr erfolgreiche Formate gibt, in denen postevangelikale Redner und bibelkritische Theologen das Vertrauen in die Heilige Schrift zersetzen, und damit vor allem jungen Christen in ihren Zweifeln die vermeintliche Lösung der Bibelkritik anbieten, gibt es nun eine apologetische Antwort. Bei offen.bar werden die Fragen des postmodernen Menschen ernst genommen und es wird gezeigt, dass es auch bibeltreue Antworten gibt. Glaube, Denken, Wissenschaft sind keine Widersprüche, sondern fügen sich ineinander.

Die ersten Beiträge stammen vom früheren württembergischen Landesbischof, Prof. Dr. Gerhard Maier, dem Biologen Dr. Markus Till, dem Theologen Martin P. Grünholz und dem Pastor der FEG München-Mitte, Matthias Lohmann.
Die Mediathek wird mit weiteren Themen und Referenten aufgebaut.

Getragen wird die Produktion vom Netzwerk Bibel und Bekenntnis, dem auch der ABC angehört, sowie der reformierten Bekenntnisbewegung Evangelium 21.

Geben Sie einfach offen.bar in die Sucherleiste des Internetbrowsers ein – am besten gleich als „Favorit“. ■

■ *Epiphaniasfreizeit*
7.- 9. Januar 2022

Neuendettelsau, Haus Lutherrose
Betrachtung der Sendschreiben der Offenbarung
Mit Pfr. Gilbrecht Greifenberg, Pfr. Detlev Graf von der Pahlen, Pfr. Dr. Jonathan Kühn und Pfr. Tristan Schuh

Information:
www.gesellschaft-fuer-Mission.de

Theokreis München

Studierende tauschen sich aus

Von Johannes Göpffarth

Im Sommersemester 2021 ist der Theokreis München gestartet. Den Wunsch nach so etwas in der Art gab es schon länger. Und nun durften wir starten mit ein paar Online-Treffen und Treffen in Präsens. Ein Highlight war, als wir Pfarrer Swen Schönheit, den Theologischen Referenten der Geistlichen Gemeindeerneuerung, zu Gast hatten. Er hat mit uns online einen Abend zu dem Thema Geistesgaben gestaltet.

Darin sehen wir auch einen wichtigen Teil unserer Arbeit: Wir wollen über Themen gemeinsam ins Gespräch kommen, die selten in Lehrveranstaltungen an der Uni besprochen werden. Auch suchen wir den Kontakt mit Kirchen und der Praxis. So waren wir als Theokreis zum Beispiel zu Besuch in der Münchner St. Matthäuskirche und im Gespräch mit Vikar Jonathan Jakob.

Im Mittelpunkt steht natürlich der Austausch über unser gemeinsames Unterwegssein mit Jesus – dies ist elementarer Bestandteil unserer Arbeit. Daraus ergeben sich auch Treffen untereinander ohne offiziellen Rahmen oder der Besuch von Gemeindeveranstaltungen.

Momentan sind wir über 25 Studierende in der Theokreis-Whatsapp-Gruppe. Wir sind ein bunt gemischter Haufen mit Blick auf das Theologiestudium (Pfarramt, Magister, Lehramt, Nebenfach) und unseren theologischen Gedanken. Doch uns eint Jesus Christus als Mitte.

Wir freuen uns über Austausch, Kontakt und Unterstützung. ■

Johannes Göpffarth
i.A. des Theokreises an der LMU München
Telefon: 017640466374
Mail: Johannes.goepffarth@gmail.com

Termine

Impulstag der Geistlichen Gemeindeerneuerung Südbayern

Samstag,
29. Januar 2022,
14 - 16.30 Uhr

Evangelische Paul-Gerhardt-Kirche München-Laim

Mit Pfarrer Alexander Garth, Wittenberg
*Thema: **„Die Chance des Aufbruchs“***

Pfarrer Alexander Garth hat zuletzt das Buch „Untergehen oder Umkehren: Warum der christliche Glaube seine beste Zeit noch vor sich hat“ publiziert. Er sprach bereits beim Christustag 2020 in München (Foto).

*Weitere Informationen bei Pfarrerin Brigitte Fietz: **brigitte.fietz@gge-bayern.de***

Seminar „Geistlich leiten“ für Kirchenvorsteher

Freitag/Samstag, 1./2. April 2022
in Neuendettelsau, Haus Lutherrose

u.a. mit Dekan Till Roth und
Pfr. Swen Schönheit (Berlin)

Zum dritten Mal bietet der ABC ein eigenes Seminar für Kirchenvorsteher an. Nach den jeweiligen Impulsen soll es die Möglichkeit geben, sich in Kleingruppen daüber auszutauschen – das kann gerade dann hilfreich sein, wenn mehrere Kirchenvorsteher aus einer Kirchengemeinde gemeinsam zum Seminar kommen.

Beginn: Freitag, 1. April mit dem Abendessen um 18 Uhr, Ende: Samstag, 2. April gegen 16.30 Uhr (für individ. Verlängerung bitte nachfragen). Teilnahmebeitrag für die gesamte Tagung im Einzelzimmer: 60 Euro / Tagungsbeitrag nur für Samstag (inkl. Mittagessen und Kaffee): 15 Euro.

*Anmeldung unter: **info@abc-bayern.de***

Christustag 2022

am 16. Juni 2022
(Fronleichnam)

Wir planen den Christustag 2022 wieder zusammen mit der Lebendigen Gemeinde / ChristusBewegung Württemberg und der ChristusBewegung Baden. Wir laden Sie ein zu überlegen, den Christustag vor Ort in Ihrer Gemeinde zu feiern. Ob mit einem Gottesdienst oder einem Programm für einen ganzen Tag. Ob mit einem Vortrag oder einer Podiumsveranstaltung. Der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Egal, was Sie planen: wir unterstützen Sie gerne - bei der Suche nach Referenten genauso wie bei der Werbung.

*Bei Interesse oder Rückfragen wenden Sie sich an Dekan Till Roth: **till.roth@elkb.de***

Unterstützung gefragt

Wenn Sie den ABC unterstützen möchten – werden Sie doch Mitglied in unserem Freundeskreis. Sie können uns auch helfen, wenn Sie diese ABC-Nachrichten an Interessierte weitergeben. Mail für Nachbestellungen *info@abc-bayern.de* bzw. Tel. 089 - 7000 9188

Neuwahlen beim ABC Bayern

Im Sommer 2021 fanden Neuwahlen beim ABC statt. Wiedergewählt wurden für die kommenden vier Jahre der erste Vorsitzende Dekan Till Roth (Lohr a. Main), der den ABC bereits seit September 2010 leitet, sowie der Journalist und langjährige Landessynodale Hans-Joachim Vieweger (München). Neue dritte Vorsitzende ist Pfarrerin Ingrid Braun (Weiltingen). Dem Vorstand gehören außerdem an: Professor Christoph Adt (Nürnberg), Reinhard Haagen (Neudrossenfeld), Daniel Kalkus (Lichtenfels), Pfarrer Dr. Jonathan Kühn (Holzkirchen), der Landessynodale Dr. Martin Seibold (Wilhelmsdorf) und der Religionspädagoge Andreas Späth (Windsbach).

Drei bisherige Vorstandsmitglieder kandidierten nicht erneut: die langjährige Landessynodale Herta Küßwetter (Ehingen), Pfarrer Dieter Kuller (München) und Doris Schlichting (Regensburg). Dekan Till Roth dankte ihnen für ihr großes Engagement für den ABC.

Ich möchte den ABC unterstützen und trete dem ABC-Freundeskreis bei:

Name _____

Vorname _____

Adresse _____

_____

Telefon _____

Email-Adresse _____
(wichtig, um aktuelle Informationen kostengünstig versenden zu können)

Ich bin bereit, den ABC ☐ *monatlich* ☐ *jährlich*

mit EUR _____ *zu fördern. (fakultativ)*

Bitte senden Sie mir ____ *weitere Exemplare der ABC-Nachrichten.*

Ort, Datum _____ *2022*

_____
Unterschrift

Ich bitte weder um Gesundheit
noch um Krankheit,
weder um Leben noch um Tod,
sondern darum,
dass Du über meine Gesundheit und Krankheit,
über mein Leben und meinen Tod verfügst
zu Deiner Ehre und zu meinem Heil.
Du allein weiß, was mir dienlich ist.
Du bist der Herr, tue, was Du willst.
Gib mir, nimm mir!
Herr, ich weiß, dass ich nur eines weiß:
Es ist mir gut Dir zu folgen.

Blaise Pascal (1623 – 1662)

Impressum *ABC-Nachrichten 2021.3 (ISSN 2197-9189)*

Herausgeber ABC – Arbeitskreis Bekennender Christen in Bayern e.V. ***www.abc-bayern.de***

Verantwortlich Till Roth (1. Vors.)
Dr.-Gustav-Woehrnitz-Weg 6, 97816 Lohr a. Main
Telefon 09352-871611

Redaktion Hans-Joachim Vieweger (2. Vors.)
Kleinhaderner Straße 30b, 80689 München
Telefon 089-7000 9188

Layout Annelie Brinkman, München

Bankverbindung Evangelische Bank
IBAN ***DE10 5206 0410 0000 2975 18***

Der ABC arbeitet auf ehrenamtlicher Basis. Alle Kosten, z.B. für diese ABC-Nachrichten, werden aus Spenden und Beiträgen der Mitgliedsgemeinschaften finanziert. Wir freuen uns über Ihre Unterstützung.

Fotonachweis: ELKB (S. 4,5), Fotolia (S. 48), Karikatur Plassmann (S. 43), alle anderen privat oder unbekannt. Sollten wir gegen uns unbekannt gebliebene Bildrechte verstoßen haben, bitten wir um Kontaktaufnahme unter: info@abc-bayern.de